



medico international

rundschreiben

04 | 12

www.medico.de



Inhalt

| | |
|--|----|
| Editorial..... | 2 |
| Kommentar..... | 4 |
| Migration..... | 6 |
| Nicaragua..... | 12 |
| Pakistan..... | 16 |
| Projekte – Projektionen..... | 20 |
| Brasilien..... | 22 |
| Haiti..... | 26 |
| Südafrika..... | 28 |
| Kritische Einsprüche zum World Health Summit..... | 33 |
| medico aktiv..... | 38 |
| medico Materialliste..... | 40 |
| Service/Impressum..... | 42 |

Titelseite: Es gibt Formen der Armut, die Menschen zu einem bloßen Objekt der äußeren Umstände erniedrigen. Schon in der Apartheid war die arme schwarze Bevölkerung in ein komplexes System der Wanderarbeit eingebunden, das ihnen nur die bloße Existenz gestattete. Trauernder Bergarbeiter aus der südafrikanischen Platinmine Marikana. Siehe auch S. 28-32.
Foto: Reuters

Liebe Leserinnen
und Leser,

„Wir haben tagelang, ja wochenlang demonstriert, doch wir haben nichts erreicht. Jetzt hilft nur noch die Poesie.“ So leitet der in Spanien lebende argentinische Rockmusiker Alejo Stivel ein Video ein, mit dem er sich an Angela Merkel wendet. Nach den Bildern demonstrierender Spanier, die sich mit aller Fantasie gegen den von der EU und insbesondere Deutschland erzwungenen Sparkurs wenden, sieht man den nicht mehr allzu jungen Rocker das Flugzeug nach Berlin besteigen. Durch den Zoll schmuggelt er ein verdächtiges Paket, das er durch Berlin bis vors Bundeskanzleramt trägt.

Es enthält Sprengstoff – aber nur virtueller Natur: ein auf Merkel umgemünzter Videoclip mit einem der bekanntesten Chansons im spanischsprachigen Raum. „Ojalá“ (Hoffentlich) ist ein Lied des Kubaners Silvio Rodríguez. Ein Liebeslied, das als versteckte Kritik auf die allgegenwärtige Präsenz Fidel Castros verstanden wurde. Nun aber eine auf Merkel: „Hoffentlich vergeht dir dein beständiger Blick, dein genaues Wort, dein perfektes Lächeln.“ Käme doch nur ein plötzliches Ereignis: „Ein gleißendes Licht, ein Schuss aus Schnee.“ Dann verschwände die Totalität Merkel’scher Präsenz und politischer Wirkungsmacht so, als hätte es sie nie gegeben. Stivel reicht seine poetische Paradoxie durch die Gittersäbe des Kanzleramtes auf einer selbstgebrannten CD, auf die er schnell „Para Angela“ (für Angela) kritzelt.

Abgegeben und quittiert: Alejo Stivel bringt das Lied zur Krise nach Berlin.

Deutschland und seine Regierenden sind für viele Menschen in den Auseinandersetzungen um die Verteidigung des öffentlichen Gutes in Südeuropa zur schrecklichen Grimasse eines rücksichtslosen Kapitalismus geronnen.

Das war die politische Begleitmusik aus Südeuropa, während wir dieses Heft produzierten: Generalstreik, Schriftsteller, die die deutsche Kanzlerin zur Persona non grata erklären, Meldungen über Krebspatienten, die sich ihre Medikamente teilen, Militärs, die sich mit einem kommenden Aufstand solidarisieren.

Von sozialem Eigentum in Form von öffentlicher Bildung und einem allen zugänglichen Gesundheitswesen und seiner Verteidigung sind die meisten Länder der medico-Partner noch weiter entfernt als Südeuropa. Besonders deutlich wird das in der Reportage des Journalisten Klaus Ehringfeld. Er war mit der von medico geförderten Karawane der Mütter unterwegs, die alljährlich nach Mexiko aufbricht, um ihre verlorenen Kinder zu suchen. Jährlich verliert sich die Spur von 20.000 Zentralamerikanern auf dem Weg nach Norden. Aus dem Elend entfliehen – dafür gibt es derzeit häufig nur individuelle Lösungen. Nicht alle, die gehen, fallen den grässlichen Verbrechen von kriminellen Banden oder grenzpolizeilicher Willkür zum Opfer. Das ist fast schon eine gute Nachricht in dem Text von Ehringfeld, der uns vom glücklichen Wiedersehen einer honduranischen Familie mit dem verlorenen Sohn berichtet.



Diese weihnachtlich anmutende Geschichte folgt dem medico-Grundsatz, die Hilfe für den Einzelnen in Not, nicht im Gegensatz zu sehen zur Beschäftigung mit den Ursachen von Unterdrückung und Ausgrenzung.

Wem in der Weihnachtszeit nach etwas Rebelligem und Unversöhnlichem zumute ist, findet das Anti-Merkel-Video im Netz (unter: <http://www.20minutos.tv>). Als Dreingabe zum „Fest des Friedens“ empfehlen wir außerdem, mit Adornos kritischer Reflektion über das Schenken, die Weitergabe einer medico-Fördermitgliedschaft. Nicht zuletzt deshalb, weil es eine Übung wäre, in unauf löslichen Widersprüchen zu denken. Das hält in dieser kalten Jahreszeit den Verstand wach und wärmt nicht nur den Kopf.

Herzlichst Ihre

P.S. „Hilfe verteidigen, kritisieren, überwinden“ ist das Motto unseres virtuellen Adventskalenders. 24 Kolleginnen und Kollegen des People's Health Movement äußern sich zu einer möglichen anderen Welt: www.medico.de/adventskalender



www.medico.de/hoeren

GELD – Der Geist aller Dinge?

Von Thomas Gebauer

Manchmal ist es das Groteske, das verdeutlicht, woran die Welt krankt. Und mitunter reichen dafür schon wenige Worte. „Bringing Medicines into Low-Income Markets“ lautet der Titel einer Studie, die das Bundesentwicklungshilfeministerium (BMZ) kürzlich in Berlin auf dem von der Industrie dominierten „World Health Summit“ vorgestellt hat; ein Titel, der keinen Zweifel daran lässt, warum sich die globale Gesundheitspolitik auf dem Holzweg befindet. Denn wenn es nicht mehr um soziale Gemeinwesen geht und nicht einmal mehr um Länder, sondern allein noch um Märkte, seien sie „einkommensschwach“ oder renditeträchtig, dann muss sich Politik auch nicht mehr an den Bedürfnissen von Menschen ausrichten, sondern nur noch die Entwicklung von „innovativen Geschäftsmodellen“ im Auge haben. So steht es tatsächlich in der begleitenden Presseerklärung des BMZ: Die Welt – ein einziger großer Markt; Politik als Wegbereiter von Business.

Um die Dinge der Menschen steht es schlecht, wenn sich alles nur noch um Warentausch und Märkte dreht: Märkte, für die Anreize zu schaffen sind, deren Vertrauen es zurückzugewinnen gilt, die von Finanzin-

„Wenn ich sechs Hengste zahlen kann
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann
Als hätt' ich vierundzwanzig Beine.“

Johann Wolfgang von Goethe,
Faust (Mephisto)





stitutionen, wie z.B. Internationaler Währungsfonds oder Weltbank, stabilisiert werden; Märkte, die sich schließlich auch der immer größer werdenden sozialen Herausforderungen annehmen sollen. Letzteres forderte als einer der Hauptredner auf dem Berliner Gesundheitsgipfel Josef Ackermann.

Unter Bezugnahme auf Goethes „Faust“ brachte Karl Marx in seinen Frühschriften eben solche Umstände auf den Punkt: „Das Geld ist der wirkliche Geist aller Dinge.“ Goethe, der zehn Jahre lang Finanzminister in Weimar war, wusste, was sich da mit dem aufkommenden Kapitalismus zusammenbraute. Lange bevor der Skandal des Handels mit Derivaten die destruktive Seite des Kapitalismus offenkundig gemacht hat, schilderte Goethe die neue Wirtschaft als Fortsetzung von Alchemie, als Wertschöpfung, die sozusagen aus dem Nichts gelingt. Der Preis dafür allerdings ist hoch. Macht und Reichtum erzielt nur, wer seine Seele verkauft, wer sich dem abstrakten Prinzip des Geldes ergibt.

Bemerkenswert, wie sich die Mächtigen heute gegenseitig als „Mephistos“ beschimpfen. Die Banker seien welche, lässt der Kanzlerkandidat der SPD mitunter verlauten. In Ackermann erblicke man „das warme, freundliche und teuflische Gesicht des Kapitals. Mephisto kann auch warm sein“, meinte kürzlich Daniel Cohn-Bendit. Bundesbankpräsident Weidmann sieht im Chef der Europäischen Zentralbank Mario Draghi einen Mephisto, etc., etc.

Kapitalismus ist ein Kult, der nur deshalb alternativlos erscheint, da er sich mit scheinbarer Rationalität und Wissenschaftlichkeit umgibt. Das Teuflische an diesem Kult ist, dass er zwar um das kommende Unheil von Anfang an weiß, aber am Ende ausgerechnet diejenigen ausstößt, die ihm – ohne sich zu bereichern – aufgefressen sind. Eher, so zeigt es sich heute in Griechenland, werden ganze Bevölkerungsteile abgeschrieben, als das Prinzip, das die Katastrophe verursacht hat, korrigiert.

Der holländische Maler und Mitbegründer der „Situationistischen Internationale“ Constant N. verfasste 1959 eine Erklärung, die noch heute zum Nachdenken anregt. Statt die Börse von Amsterdam, die damals in einem erbärmlichen Zustand war, zu renovieren, empfahl er deren Abriss und die Rückgabe des so wieder gewonnenen Grund und Bodens an die Leute des Viertels: als Lebensraum von Menschen. ■

Vagabunden auf dem Weg nach

200.000 zentralamerikanische Migranten durchqueren das gefährliche Jahrlich. Nur in wenigen Herbergen finden sie Schutz. Zwei davon Journalist Klaus Ehringfeld besucht.

TENOSIQUE/HUEHUETOCA. Im ersten Moment wollen nicht mal die Tränen fließen. Im ersten Moment steht er da wie versteinert. Er hat sein bestes Hemd angezogen, auch seine Frau hat sich hübsch gemacht, die beiden kleinen Söhne tragen den Schopf sauber gescheitelt. Die Familie von Cervelio Mateos hält sich fest an den Händen.

Dann endlich betreten die Eltern die kleine Kapelle der Migrantenherberge von Tenosique, fest eingehakt bei Franziskanerpater Fray Tomás. Die Augen von Cervelio springen von der Mutter zum Vater und wieder zurück, hin und her, so als müsse er sich versichern, dass sie es wirklich sind: der Vater, ein hagerer Campesino, die Mutter, eine kleine runde Frau mit einer warmen Ausstrahlung. Cervelio und seine Familie gehen einen Schritt auf sie zu. Dann drückt er seine Eltern an sich, als müsse er die neun verlorenen Jahre in eine Umarmung pressen. Und dann endlich kann er auch den Tränen freien Lauf lassen. Die Fotografen halten den Moment für die Ewigkeit fest.

Fray Tomás reicht Cervelio ein Mikrofon. Er soll ein paar Worte richten an die Reporter, die anderen Migranten und vor allem die vielen Mütter. Seine Stimme ist so leise, dass man sich trotz Lautsprecher

anstrengen muss, seine Worte zu verstehen. Cervelio erzählt von Stolz und Dankbarkeit und wie sehr er seine Eltern all die langen Jahre vermisst habe. „Ich bin so glücklich, sie hier neben mir zu haben.“ Applaus brandet auf, nun fließen auch Tränen bei den drei Dutzend Müttern aus Zentralamerika, die nach Mexiko gekommen sind, um ihre Kinder zu suchen und inständig hoffen, dass ihnen das gleiche Glück zuteil wird wie dem 27-jährigen Cervelio und seinen Eltern.

Vor neun Jahren, er war gerade 18 Jahre alt, ging er den Weg Hunderttausender Migranten. Er entflohen der Armut seines Dorfes San Antonio in der honduranischen Provinz Lempira, wo die Scholle von Vater José die acht Kinder kaum ernährte. Cervelio wollte weg, wollte ein besseres Leben. Er wollte in die USA, „in den Norden“, wie er es nennt. Das scheinbar gelobte Land, wo man in ein paar Tagen das verdient, wofür man in der Heimat einen Monat schuften muss. Cervelio wollte Orangen pflücken oder Bohnen ernten. Hart arbeiten hatte er schon in Kinderjah-



Fotos: Klaus Ehringfeld

Norden

che Mexiko
n hat der



ren gelernt, als er dem Vater auf dem Feld half. Also packte Cervelio den Rucksack, Hemd und Hose und ein paar Groschen, und kam nach tagelangem Fußmarsch

Er drückt seine Eltern an sich, als müsse er die neun verlorenen Jahre in eine Umarmung pressen.

und Busfahrt in Mexiko an. Hier sprang er auf den Güterzug, den sie „Die Bestie“ nennen, weil er einen ins Paradies, aber auch viel zu oft in die Hölle bringt.

Doch die Reise des Jungen endete, bevor sie richtig begann. In Lomas Alegres in Tabasco im Süden Mexikos stieg er bei einem Halt vom Zug ab. Er wollte schnell

etwas zu essen besorgen. Doch der Zug setzte sich ohne ihn wieder in Bewegung: „Ich lief, aber konnte auf den letzten Waggon nicht mehr aufspringen, so blieb ich zurück.“

Cervelio, so kann man rückblickend sagen, hat großes Glück gehabt. Er traf auf einen Busunternehmer, der ihm einen Job als Kassierer gab, so blieb er erst einmal. Bald darauf lernte er Maria kennen, sie verliebten sich, heirateten und bekamen zwei Söhne. Und so tauschte er den Traum im „Norden“ gegen eine Wirklichkeit in Mexikos Süden.

Seiner Familie aber konnte Cervelio nie mitteilen, was aus ihm geworden war. San Antonio in Honduras ist fast von der Au-

ßenweit abgeschnitten: „Und ich hatte immer die falsche Vorwahl.“ So blieb Mutter Silveria daheim allein mit der Angst, was aus ihrem Jungen geworden war.

200.000 bis 300.000 Honduraner, Salvadorianer, Nicaraguaner und Guatemalteken verlassen nach Schätzungen von Hilfsorganisationen jedes Jahr ihre Heimat Richtung Norden. 70.000 sind seit 2006 auf dem 3.000 Kilometer langen Weg durch Mexiko verschwunden. Viele fallen vom Zug, weil sie übermüdet sind oder beim riskanten Aufstieg auf die Waggonen in voller Fahrt ausrutschen und unter die Räder kommen. Manche werden von der Polizei aufgegriffen und in den Knast gesteckt. Aber die größte Gefahr droht durch die organisierte Kriminalität, vor allem die „Zetas“, eine paramilitärische Verbrecherbande, gegründet von ehemaligen Elite-soldaten. Sie haben mal als Leibwächter für das „Golf-Kartell“ angefangen, sind dann selbst in den Rauschgifthandel eingestiegen und haben vor fünf Jahren den Menschenhandel als Einnahmequelle entdeckt. Besonders das Migranten-Monopol ist ein lukrativer Nebenerwerb. Sie

Den Güterzug nennen sie „Die Bestie“, weil er einen ins Paradies, aber auch in die Hölle bringen kann.

verschleppen die Männer und Frauen, nötigen unter Folter die Telefonnummern von Angehörigen und erpressen Lösegeld. Frauen und Mädchen werden vergewaltigt.

„Diese Banden sind heute für die Migranten die mit Abstand größte Bedrohung“, sagt Fray Tomás, Leiter der Migrantenherberge „La 72“ von Tenosique. 5.000 Dollar Lösegeld würden in der Regel verlangt. „Migranten sind für die Banden eine Ware,

mit der sich Geld verdienen lässt.“ Wer kein Lösegeld zahlen kann, muss für die Banden arbeiten. Wer auch das nicht will, dem ist der Tod sicher. Die Zetas ermorden ihre Geiseln meist auf bestialische Weise, sie zerstückeln sie und lösen sie in Säure auf. Andere werden einfach an die Wand gestellt und in Massengräbern verscharrt, so wie im August vor zwei Jahren die 72 Auswanderer im Bundesstaat Tamaulipas.

Das alles blieb Cervelio erspart. Als er vor neun Jahren auswanderte, da gab es noch keine Zetas. Damals waren die größten Gefahren, vom Zug zu fallen und von der „Migra“, den korrupten Schergen der Einwanderungsbehörde, ausgenommen zu werden.

Vor neun Jahren gab es auch noch niemanden, an den sich Mutter Silveria auf der Suche nach ihrem Sohn hätte wenden können. Mittlerweile existieren in fast allen Ländern Zentralamerikas lokale Organisationen, die versuchen, verschollene Migranten aufzuspüren. In Mexiko macht das vor allem das Movimiento Migrante Mesoamericano (Mittelamerikanische Migrationsbewegung, M3). „Wir hatten aus Honduras eine Suchanfrage erhalten“, erzählt Rubén Figueroa vom M3. „Dann suchten wir über kommunale Radios in der Gegend, wo wir ihn vermuteten, nach Cervelio.“ Nach und nach näherte sich Rubén





so dem Honduraner an und kreiste seinen Aufenthaltsort ein. Irgendwann fuhr Figueroa in das Dorf, wo er wohnen sollte, ging von Haus zu Haus, bis er eines Tages vor Cervelios Tür stand und seine Frau Maria öffnete.

Seit acht Jahren gibt es inzwischen die Karawanen zentralamerikanischer Angehöriger durch Mexiko. Unermüdlich haben die Mütter, Väter und Geschwister in diesen Jahren die Bilder ihrer Lieben auf Dorfplätzen und in Städten ausgelegt, haben mit Politikern und Polizisten geredet. Und eigentlich immer bekam irgendwer irgendeinen wichtigen Hinweis. So konnte Rubén Figueroa Söhne im Knast aufspüren oder als Prediger bei evangelikalen Sekten. Er konnte Zwillingsschwestern wieder zusammenführen, die sich vor 20 Jahren zuletzt gesehen hatten. 30 Familien hat die Mittelamerikanische Migrationsbewegung mittlerweile wieder zusammengebracht.

La 72 - erste Station

Nun stehen also Cervelio und seine Eltern etwas unbeholfen vor so vielen Menschen

in der Herberge in Tenosique und sollen erzählen, wie sie sich fühlen. Vater José nimmt das Mikrofon und sagt einfach nur: „Ich habe von der Wiederbegegnung immer geträumt, aber geglaubt habe ich es erst, als Rubén bei mir in San Antonio vor der Tür meiner Hütte stand und mich hierher nach Mexiko eingeladen hat.“

Hierher – das ist „La 72“, der erste Anlaufpunkt für die Zentralamerikaner, wenn sie nach Gewaltmärschen aus ihrer Heimat die mexikanische Grenze überquert haben. In dem Auffanglager können sie sich nicht nur satt essen, hier haben sie einen Schlafplatz, werden medizinisch versorgt. Und in der „Casa del Migrante“ wird jeder Wanderer registriert, damit man seine Spur besser verfolgen kann, sollte er nicht am Ziel ankommen.

An einem sonnigen Morgen im Oktober treffen in dem Refugium schon morgens die Neuen auf die Alten, die Kommenden auf die Gehenden. Bei Kaffee, einer kräftigen Suppe und Tortillas tauschen die Wanderer Erlebnisse aus, die Erfahrenen warnen die Neuen vor den Gefahren auf dem Weg. Manche beratschlagen eine Route, andere dösen auf ihren Matten. Wieder andere waschen ab und helfen, wo sie können. Edwin zum Beispiel ist schon 14 Tage in Tenosique. Er kocht oft Tamales, die typischen Maispasteten oder hilft beim Spülen der Teller. Er weiß noch nicht, ob er weiter will oder nach Honduras zurück. Es sei zu schwer, zu gefährlich, und schließlich habe der Sohn auch bald Geburtstag. Hausherr Fray Tomás gibt seinen Gästen Zeit, sich zu entscheiden. Weggeschickt wird niemand. Edwin weiß das zu schätzen: „Hier in Mexiko können wir nur auf Menschen wie ihn oder auf Herbergen wie diese hoffen. Alle anderen hier wollen uns nur an den Kragen. Banden oder Behörden, ganz egal.“



Insgesamt 54 solcher Herbergen gibt es in Mexiko. Sie werden getragen von kirchlichen Einrichtungen und engagierten Geistlichen wie Fray Tomás. Und ausländische Organisationen wie medico international engagieren sich finanziell beim Bau von Schlafsälen und Gesundheitsstationen, so wie bei „La72“ in Tenosique.

medico hilft aber auch bei der Suche nach in Mexiko verschollenen Migranten und unterstützt dabei die Arbeit der Mittelamerikanischen Migrationsbewegung (M3), die neben der konkreten Hilfe vor allem Lobbyarbeit für die Wanderer leistet. M3 tritt den Behörden auf die Füße, stellt unangenehme Fragen und verlangt Respekt und Schutz für die Migranten.

Mit der Unterstützung für M3 wolle medico, den „Finger in die Wunde legen und den mexikanischen Politikern und der Gesellschaft den Spiegel vorhalten“, begründet Dieter Müller, medico-Repräsentant in Mittelamerika, das Engagement. „Wir wollen dafür sorgen, dass Migranten sichtbar werden.“ Die Politiker müssten aufwach-

en, betont Müller. „Wie kann es angehen, dass jedes Jahr 20.000 Menschen auf ihrem Weg durch Mexiko verschwinden und niemand unternimmt etwas?“

Huehuetoca – Zwischenhalt

Eintausend Kilometer weiter nördlich sind gerade Daniel und Arlin in der Herberge San José in Huehuetoca gestrandet. Vor 16 Tagen brachen sie in Choluteca im Süden von Honduras auf – mit Rucksack und Geld. Hier, zwei Stunden nördlich von Mexiko-Stadt, haben sie nur noch die Klamotten, die sie am Leib tragen, eine gelbe Plastiktüte mit einem geschenkten Pullover und Schuhe mit durchgebrochenen Sohlen. Überfälle, Misshandlungen, Diebstähle liegen hinter ihnen. Gleich hinter der Grenze haben Banditen sie ausgenommen, und die Busfahrer verweigerten ihnen Wechselgeld, nur weil sie Migranten sind und damit rechtlos. Aber am schlimmsten sind die bewaffneten privaten Sicherheitsdienste auf den Bahnhöfen. „Die nehmen uns, was wir noch haben“, sagt Daniel müde. „Hier in Mexiko



Die neuen „Verschwundenen“ der Globalisierung: In Mexiko werden zentralamerikanische Migranten Opfer eines barbarischen Menschenhandels. Protestaktion von M3.

pressen sie uns aus wie eine Orange. Aber wir haben noch Leben und Gesundheit.“

Die Unterkunft in Huehuetoca ist die erste, die von Basisorganisationen betrieben wird. Noch fehlt es an vielem – an Schlafsälen, Toiletten und einer Gesundheitsstation. „Das Refugium ist aus der Not entstanden, nachdem die Herberge im nahen Lechería

auf Druck der dortigen Lokalregierung geschlossen wurde“, sagt Dieter Müller von medico. Huehuetoca ist jetzt der einzige Anlaufpunkt für die Migranten im Nadelöhr nahe der mexikanischen Hauptstadt. „Die Gegend hat sich zu einem der gefährlichsten Orte für sie entwickelt, hier sind sie leichte Beute für Räuber sowie private Sicherheitsdienste, und sie treffen oft auf eine feindliche Bevölkerung, die von den lokalen Regierungen gegen die Migranten aufgebracht wird.

Deshalb haben M3 und studentische Kollektive eilig diesen improvisierten Ort aus der Taufe gehoben, um den ausge-laugten Wanderern wenigstens Essen und ein Obdach anbieten zu können. Leute wie Rubén Figueroa und Marta Sánchez von M3 halten aber weiter Druck auf Kirche und Politik aufrecht, um eine definitive und besser ausgestattete Herberge zu erzwingen. Für Dieter Müller ist das eine „humanitäre und politische Notwendigkeit“, um die Zentral-amerikaner vor

weiteren Übergriffen zu schützen. Für Marta Sánchez „tragen die Behörden die Verantwortung für die Unversehrtheit der Migranten“.

Wie dringend im Norden von Mexiko-Stadt etwas geschehen muss, kann man jeden Tag in der San-José-Herberge besichtigen. Hier stranden täglich 100 bis 150 Menschen, in die Gesichter aller haben

Migranten sind für die Banden eine Ware, mit der sich Geld verdienen lässt.

sich Müdigkeit und Anstrengungen eingeschrieben. Die meisten sind bereits zwei bis drei Wochen unterwegs, kaum jemand hat richtig geschlafen, dazu kommt die Angst. „Eine Entführung“, sagt Daniel, „dann hilft uns nur noch Gott.“ Er und sein Kumpel Arlin wollen nach Houston. Der Traum vom Norden, von einem besseren Leben, von besser bezahlter Arbeit ist für alle die Motivation, trotz Schikanen und Schicksalsschlägen weiterzumachen.

Auch Cervelio, der Honduraner, der seine Eltern wiederfand, hat von dem großen Traum noch nicht Abstand genommen. Als Tagelöhner auf den mexikanischen Mais- und Bohnenfeldern verdient er kaum fünf Euro am Tag. Besser als daheim, aber auch nicht genug, der Armut zu entinnen. „Die Illusion vom Norden“, sagt er leise, „die Illusion ist noch lebendig“. ■

 www.medico.de/hoeren

Projektstichwort

Die Arbeit der erwähnten Migrantenherbergen in Mexiko sowie die Öffentlichkeitsarbeit der jährlichen Mütterkarawanen auf der Suche nach ihren verschollenen Kindern können Sie fördern unter dem Stichwort: **Migration.**

Vom Ende eines vernünftigen

In Palmerita haben die meisten Bewohner ihr Land verkauft / Ein Repräsentant von medico in Zentralamerika

Dass das integrierte Ansiedlungsprojekt in La Palmerita viele Risiken barg, war medico von vornherein klar. Als sich die protestierenden Landarbeiter, die in einem aufsehenerregenden Hungermarsch auf Managua die Zusage von Land erhielten, an uns wandten, sie beim Aufbau eines Dorfes und einer kleinbäuerlichen Landwirtschaft zu unterstützen, gab es großes Zögern. Eine Machbarkeitsstudie hielt das Projekt für durchführbar. Das größte Problem: Alle 150 Familien waren Tagelöhnerfamilien, die auf Plantagen gearbeitet hatten. Sie besaßen keinerlei Erfahrung als Kleinbauern und ihre Biographien waren allesamt von erheblichen Gewalterfahrungen geprägt. Ende vergangenen Jahres erhielten die Bewohner die Landtitel vom Staat und damit auch das Recht das Land zu verkaufen. Die meisten hielten dem verlockenden Druck eines Agrarunternehmens aus der Region nicht stand – und verkauften.

Dieter Müller hat als medico-Vertreter in Mittelamerika das Projekt gemeinsam mit den lokalen Projektpartnern, die Frauenorganisation MEC (Bewegung Maria Elena Cuadra) und die Agrargenossenschaft aus El Tanque (COOPCOVE), die vergangenen fünf Jahre betreut und schildert die aktuelle Situation sowie die Ursachen für diese Entwicklung.



Gescheiterte Entwicklung: Die Großplantage kehrt zurück, und aus Tagelöhnerfamilien

Wie ist die aktuelle Situation vor Ort?

Dieter Müller: Es gibt knapp 20 Familien, die noch in Palmerita leben und einige bewirtschaften auch ihre Felder. Der Rest der einst 150 Familien hat den Ort verlassen und ihre Ländereien verkauft. Das waren etwa 400 Manzanas (1 Manzana = ca. 0,75 Hektar). Anfang September hat sich die Situation noch einmal zugespitzt. 50 Personen, zumeist ehe-

Projekts

Interview mit Dieter Müller,



Foto: Reuters

ern werden nicht immer Kleinbauern.

malige Bewohner von Palmerita, haben das Versammlungshaus besetzt und erheben weitere Ansprüche. Sie fordern die Aufteilung der restlichen Grünflächen und des Gemeindelandes, um auch diese zu verkaufen und die Erlöse aufzuteilen. Das Agrarunternehmen, das inzwischen über 80 % der Flächen aufgekauft hat, unterstützt die Besetzer mit Lebensmitteln und stellt ihnen gut bezahlte Anwälte zur Verfügung.

Was bedeutet das für die verbliebenen Familien in Palmerita?

Der Druck auf sie, ihr Land zu verkaufen, wird sich erhöhen. Sie sind eingekreist von den Ländereien des Agrarunternehmens. Ihre Felder liegen verstreut inmitten der Großplantage. Dort werden massiv Pestizide eingesetzt. Das Unternehmen hat auf seinen Flächen alle Bäume, die im Rahmen des Projekts aufgeforstet wurden, mehr als 45.000, roden lassen. Palmerita war ein blühendes Dorf, man sah viele der Häuser schon nicht mehr hinter den Bäumen. Nun ist die Unwirtlichkeit zurückgekehrt. Es läuft eine Klage wegen Umweltverschmutzung gegen das Unternehmen, die zu erwartende Geldstrafe bewegt sich zwar im fünfstelligen Dollar-Bereich, was das Unternehmen aber nicht empfindlich trifft, angesichts der zu erwartenden Gewinne.

Wie lukrativ ist der Landverkauf?

Die Preise haben sich in anderthalb Jahren verdoppelt. Für zwei Manzanas konnten die Bewohner zuletzt 3.000 Dollar erzielen. Für einen nicaraguanischen Landarbeiter ist das bar auf die Hand sehr viel Geld. Der Indikator für Armut liegt in Nicaragua bei zwei Dollar pro Tag. Eine andere Frage ist, was die Menschen mit dem Geld wirklich anfangen können. Sehr viel geht in den Konsum von Waren, die sie sich sonst nicht leisten könnten. Dann schmilzt das Geld so schnell wie Eis in der Sonne. Tragisch ist, dass mit dem Verkauf und der Umsetzung des Geldes in schnellen Konsum nichts bleibt, was der nächsten Generation dienen könnte. Die meisten arbeiten wieder als Tagelöhner. Das ist das Schicksal, das sie wahrscheinlich auch an ihre Kinder vererben werden.

Was ist der Grund für das Scheitern?

Die Mehrheit der ehemaligen Bewohner hat sich trotz aller Bemühungen im Bereich von Fort- und Ausbildung sowie der psychosozialen Arbeit nicht mit der Perspektive einer kleinbäuerlichen Existenz anfreunden können. Sie waren Landarbeiter und gewohnt ihren kleinen Lohn tage- oder wochenweise ausbezahlt zu bekommen. Ein Kleinbauer muss dagegen in Perioden von drei Monaten bis zu einem halben Jahr denken. Man muss relativ viel investieren, bevor man ein Ergebnis und Einkünfte erzielt. Deshalb haben viele Bewohner schon lange ihre Einkünfte wieder über Tagelöhnerjobs bei den umliegenden Großbauern erzielt und ihre Landflächen verpachtet.

Ist Palmerita also auch an globalen Entwicklungen gescheitert?

Ja. Seit zwei Jahren sind Großbauern und Agrarunternehmen in ganz Nicaragua auf der Suche nach Land. Das hat mit den globalen Agrarspekulationen und dem weltweiten Energiehunger zu tun. Dabei setzen diese Unternehmen verschiedenste Druckmittel ein, um die Leute zum Verkauf ihres Landes zu bewegen. In Palmerita haben einzelne Bewohner nachweislich Provisionen dafür erhalten, dass sie die Nachbarn zum Verkauf überredeten. Damit wurden die ohnehin labilen sozialen Beziehungen im Dorf weiter geschwächt. Statt eine Dorfgemeinschaft zu entwickeln, ging es nur noch darum, wer in diesem Geschäft den besten Schnitt macht. Das Schicksal von Palmerita war besiegelt, als es gelang zwei historische Führer des Hungermarschs auf Managua für dieses Geschäft zu gewinnen. Sie verkauften nicht nur ihr eigenes Land, sondern haben auch Provision für die Vermittlung weite-

rer Landkäufe erhalten. Sie haben letztlich das Ganze mit dem Agrarunternehmen unter Dach und Fach gebracht.

Bevor medico Spendengelder einsetzte und Mittel für das Projekt in Palmerita beim BMZ beantragte, wurde eine Machbarkeitsstudie durchgeführt. Manche Schwierigkeiten waren medico durchaus bekannt. Welches Resümee würdest Du heute ziehen?

Ich habe mir nach der Eskalation im Dorf die Machbarkeitsstudie von damals noch einmal durchgelesen. Mich hat die durchgehende Rhetorik der Bewohner und insbesondere der Führer überrascht, mit der sie begründeten, dass sie nach ihren Erfahrungen als Landarbeiter nur eines wollten: unabhängig werden von den Konjunkturen der Plantagenwirtschaft, Herr sein über eigenes Land und die eigene Subsistenz. In der Studie erzählen sie von den elenden Arbeitsbedingungen in den Kaffeeplantagen, sie sind voller Hass auf die Reichen, die ihr Schicksal bestimmen. Deshalb wollten sie unbedingt eigenen Boden haben und wendeten sich an medico, weil sie den erfolgreichen Wiederaufbau in El Tanque kannten, dem neuangesiedelten Dorf von Kleinbauern, deren Existenz durch einen Wirbelsturm vernichtet worden war. Ihr Wille, sich ein neues anderes Leben aufzubauen, war real.

Bis heute sprechen alle gegenwärtigen und ehemaligen Bewohner von Palmerita von ihrem Recht. Aus ihrer Sicht haben sie sich dieses Land durch ihren Protest und durch ihr langes Leiden erkämpft. Auf eine bestimmte Weise gibt es eine hohe Identifikation mit der eigenen Leistung, dieses Land und die Häuser erstritten zu haben. Ob die psychosoziale Arbeit, die medico mit finanziert

hat, Ideen und Wege gefunden hat, diese Form der Identifikation zu stärken und zugunsten eines kommunalen, gemeinsamen Projektes zu entwickeln, frage ich mich. Es gab viele, zum Teil sehr heftige Alltagskonflikte, die durch die psychosoziale Arbeit bewältigt werden mussten. Damit wurde das Gewaltpotenzial im Dorf erheblich reduziert. Aber möglicherweise wurde deshalb wichtigen Fragen nach der Denkweise der Menschen, nach ihren Lebensprojekten zu wenig Beachtung geschenkt. Auch nach El Tanque kommen ständig Landkäufer. Die werden regelmäßig abgeschmettert. Hier unterscheidet sich Nicaragua auch von den anderen zentralamerikanischen Ländern. Da werden die Kleinbauern häufig entschädigungslos vertrieben.

Wie geht ihr mit dem aktuellen Konflikt um. Gibt es irgendeine Kompromissmöglichkeit mit den Besetzern?

Die rechtliche Situation ist eindeutig. Sie haben ihr Land verkauft und wohnen auch nicht mehr in dem Landkreis. Sie haben keinerlei Ansprüche. Es ist ganz klar, dass sie im Interesse des Agrarunternehmers agieren, der das Land will. Unsere Strategie besteht darin, die zu unterstützen, die nach wie vor in Palmerita leben. Das haben wir auch mit dem Bürgermeister vereinbart. Er wird sich hoffentlich so mit dem Agrarunternehmen verständigen, dass die Ausgangsbedingungen für die verbliebenen Bewohner sich nicht weiter verschlechtern.

Was bedeutet diese Erfahrung für die medico-Idee mit solchen Pro-

jekten, Inseln der Vernunft zu schaffen? Sind die externen Faktoren zu stark?

Die externen Ausgangsbedingungen für Palmerita haben sich in einer solchen Geschwindigkeit verändert, dass es für uns unmöglich war, das Projekt darauf auszurichten. Deutlich ist aber auch erneut geworden, dass soziales Handeln nicht in allen Facetten berechenbar ist. Wir haben dieses Projekt trotz vieler Unwägbarkeiten, die uns bekannt waren, begonnen. Und ich bleibe dabei, solche Projekte müssen immer wieder versucht werden. Wenn wir nur noch Projekte durchführen mit Menschen, die schon einen gewissen Bildungs- und Organisationsgrad haben, damit wir sicher sein können, dass sie nicht misslingen, dann schließen wir die Allerärmsten und diejenigen, die am meisten ausgegrenzt werden, aus der Entwicklungsarbeit aus. Für sie bleibe nur noch Barmherzigkeit. In Nicaragua zählen 40 % der Bevölkerung zu den extrem Armen. Ich glaube, dass medico solche Projekte immer wieder wagen sollte. Wenn wir nur noch „risikoarme“ Projekte machen, dann beteiligen wir uns an der weiteren Marginalisierung derer, die ohnehin außen vor sind. ■

Das Interview führte Katja Maurer

Projektstichwort

Ein Erfolg des Palmerita-Projektes bleibt, dass es gelungen ist, über Jahre den Kindern den Schulbesuch zu ermöglichen. Viele haben in dieser Zeit ihren Schulabschluss gemacht, einige wenige studieren sogar. In Verteidigung der 20 Familien werden medico und MEC weiterhin Präsenz zeigen und alles tun, damit die Armen eine Chance haben. Unterstützen Sie diese risikoreiche Arbeit, die nicht immer von Erfolg gekrönt ist – aber notwendig bleibt. Das Stichwort dafür lautet: **Nicaragua.**

Die neuen Sklaven des Weltmark

Was ein Fabrikbrand in Karatschi mit billigen Jeans in Deutschl



Es gab keine Feuerlöscher, die Fenster waren vergittert, Fluchtwege versperrt. Für mehr als 250, vielleicht sogar über 300 Menschen wurde die Textilfabrik Ali Enterprises am 11. September 2012 zur Todesfalle, in der sie elend verbrannten. Hier sah man die Bilder in den Abendnachrichten, eine Katastrophenmeldung mehr aus Karatschi, der pakistanischen 20-Millionen-Metropole im Mün-

dungsdelta des Indus. Am nächsten Morgen lasen wir die Emails unserer Partner, Nasir Mansoor von der National Trade Union Federation (NTUF) und Karamat Ali vom Pakistan Institute for Labour Education and Research (PILER). Bis dahin verband uns die Nothilfe für die Flutopfer der großen Überschwemmungen 2010 und 2011. Wenn wir jetzt auch in Gewerkschaftsdingen kooperieren, liegt das am

tes

and zu tun hat.



Foto: Reuters

Auftraggeber von Ali Enterprises. „Mindestens 75 % der Jeans gingen unter dem Label ‚Okay‘ nach Deutschland“, schrieb uns Nasir. „Das Label wird vom Textildiscounter KiK vertrieben.“

Baldia Town und Bönen/Westfalen

Die Fabrik lag in Baldia Town, einem Stadtteil im Westen Karatschis. Er zieht

sich an der großen Autobahn entlang, die den stolzen Namen Regional-Cooperation-for-Development-Highway trägt und von den Leuten kurz RCD genannt wird. Baldia wurde auf dem Reißbrett entworfen, Baubeginn war 2001, die Einwohnerzahl liegt heute schon bei über 400.000. medico-Partner Nasir Mansoor kannte Ali Enterprises schon vor dem Brand, weil seine Gewerkschaft wie in anderen der über 10.000 Fabriken Karatschis auch in der Todesfabrik aktiv war. Auftraggeber KiK hat seinen Sitz in Bönen, einer westfälischen Provinzstadt mit 18.000 Einwohnern. In Einkaufszentren vor deutschen Städten kosten „Okay“-Jeans von KiK ab 15,99 € das Paar. Dieses Billigschnäppchen wird in Karatschi bezahlt, auch bei Ali Enterprises. Am 11. September 2012 zahlten die Arbeiterinnen und Arbeiter dort mit ihrem Leben, in den Monaten und Jahren zuvor mit einer Existenz, deren Lebensrhythmus vom globalisierten Weltmarkt bestimmt wird, konkret gesprochen: in Bönen/Westfalen.

Für die über 1.000 Beschäftigten bei Ali Enterprises hieß das eine Schufterei von bis zu 14 Stunden täglich. Mehrarbeit wurde nicht bezahlt, konnte jedoch nicht zurückgewiesen werden. Gearbeitet wurde am Band, mit immer den selben Handgriffen, je nach dem Teil der Jeans, für den die einzelne Arbeiterin zuständig war, Hosenbund oder Tasche. Bezahlt wurde per Stück. „Wie anderswo lag der Tagesverdienst oft unter dem Armutssatz von zwei Dollar täglich“, sagt Nasir Mansoor. Im Monat kamen so höchstens 60 Euro zusammen.

Die Räume waren nicht erst im Brandfall lebensgefährlich: eng, stickig, unzureichend beleuchtet, die Luft zum Atmen voller Textilfasern. Das widerspricht, was jetzt



wichtig wird, auch pakistanischem Recht. Auch bei Ali Enterprises erhielten die meisten Beschäftigten keinen Arbeitsvertrag. Sie konnten sich deshalb bei keiner Behörde beschweren, keine Sozialversicherung, keine Rente beantragen, auch dies im Widerspruch zu pakistanischem Recht. Sie können jetzt, da kommt das Ganze auf den Punkt, nicht einmal ihren Antrag auf Entschädigung belegen, für erlittene Verletzungen, den Tod eines Familienmitglieds, den Verlust von Arbeitsplatz und Einkommen.

Bewegung für Arbeiterrechte

Der rechtswidrige Vorenthalt der Arbeitsverträge erklärt die Schwierigkeiten bei der Zählung der Opfer. So gibt es neben den erfassten Toten nach wie vor nicht identifizierte Leichname, zugleich aber mehr Vermisstenmeldungen als gezählte Leichname. Nasir und seine Kollegen arbeiten mit vier Kategorien. Die ersten drei liegen, schlimm genug, auf der Hand: identifizierte sowie nicht identifizierte Tote

und Vermisste, von denen nicht einmal ein Leichnam blieb. Die vierte bezieht sich auf die Toten, die bisher weder gefunden noch vermisst gemeldet wurden: Wanderarbeiter vom Land, deren Angehörige vom Brand der Fabrik und dem möglichen Tod ihrer Verwandten noch gar nichts gehört haben.

In Bönen/Westfalen beruft man sich auf Prüfberichte zur Arbeitssicherheit, die von Ali Enterprises nur Gutes zu berichten haben. Wenige Tage nach dem Brand gründeten Betroffene von Ali Enterprises, Gewerkschaften, Menschenrechtsorganisationen und linke Gruppen das Workers Rights Movement. Mit dabei, neben NTUF und Nasir, auch der zweite medico-Partner in Karatschi, die Forschungs-, Bildungs- und Advocacy-NGO PILER. Das Bündnis organisierte schnell eine erste Demonstration, die prompt verboten wurde – während man die Besitzer der Todesfabrik gegen Kautions auf freien Fuß setzte.



Foto: Reuters



Foto: Workers Right Movement

Arbeit wie im Gefängnis: 14 Stunden Akkord, vergitterte Fenster, kein Feuerschutz. Ausgebrannte Textilfabrik Ali Enterprises / „Okay“-Jeans für den deutschen Discounter KiK.

dass Zustände wie bei Ali Enterprises aufhören“, sagt Karamat Ali. „Das betrifft die Besitzer, die pakistanischen Behörden, die ausländischen Auftraggeber.“ Es betrifft auch die deutschen Zustände. Denn das Gefühl, von der weltweiten Krise nicht wirklich betroffen zu sein, das Gefühl, trotz jahrelangen Lohnverlusten und fortlaufendem Abbau sozialer Rechte noch ganz gut dazustehen, verdankt sich auch der Möglichkeit, Jeans für 15,99 € kaufen zu können.

medico wird seinen pakistanischen Partnern weiter zur Seite stehen. Anfang Dezember 2012 treffen wir Nasir Mansoor und Karamat Ali in Karatschi, während einer Fact Finding Mission zur weiteren Aufklärung des Brandes und zur Abstimmung der nächsten Schritte einer internationalen Kampagne. ■

Thomas Seibert

▶ www.medico.de/hoeren

Fand KiK nach eigenen Angaben zunächst keinen geeigneten Ansprechpartner vor Ort, kam es dann zum Treffen mit PILER und der Vorlage eines ersten Entschädigungsangebots aus Bönen/Westfalen: 500.000 Dollar „Soforthilfe“ zuzüglich derselben Summe an „nachhaltiger Unterstützung“. Legt man die offizielle Zahl von 259 Getöteten zugrunde, wären das etwas über 3.860 Dollar pro Person, zuzüglich weiterer Zahlungen des pakistanischen Staates. „Viel Geld in den Slums von Karatschi, verdammt wenig in Bezug auf die Gewinnspanne bei KiK“, sagt Karamat Ali, Geschäftsführer von PILER. Die Betroffenen und das Bündnis geben sich damit nicht zufrieden, verweisen auf ein vergleichbares Unglück in einer Weltmarktfabrik Bangladeschs. Dort zahlte die Auftraggeber nicht eine, sondern zwanzig Millionen. „Wir wollen,

Projektstichwort

In der Fluthilfe unterstützt medico neben PILER und dem von der NTUF initiierten Sindh Labour Relief Committee die landesweit tätige Gesundheitsorganisation HANDS. Mit PILER, NTUF und Partnern in Europa streiten wir jetzt für die Entschädigung der Überlebenden und Hinterbliebenen der KiK-Fabrik. Stichwort: **Pakistan**.

Chancen statt Drohnen

Somalia: Lebensgrundlagen für die Überflüssigen

In Somalia verdichtet sich der neue Süden. Hier leben die dreifach Überflüssigen der globalisierten Welt – als Arbeitskräfte werden sie nicht benötigt, als Konsumenten sind sie zu arm und die Erzeugnisse, die sie herstellen werden nicht gebraucht. Wahrnehmung erfahren sie im globalen Norden meist nur noch als Katastrophenopfer oder Sicherheitsrisiko, wenn ihre Überlebensstrategien die zugewiesene Ausgrenzung durchbrechen. Als Störfaktor der globalen Just-in-Time-Produktion und der transnationalen Handelswege, tauchen die somalischen Piraten plötzlich auch in deutschen Gerichtssälen auf. Anlässlich der Ausweitung des sogenannten „Atalanta“-Mandats durch den Bundestag, warnte der somalische medico-Partner NAPAD (Nomadic Assistance for Peace and Deve-

lopment) vor einer weiteren Militarisierung am Horn von Afrika: Die geplanten Kampfflieger- und Drohneneinsätze werden vor allem unter der Küstenbevölkerung zu neuen „Kollateralschäden“ führen. Dass die internationale Gemeinschaft die Entsorgung von Giftmüll und illegale internationale Fischfangflotten in somalischen Gewässern nicht stoppte, habe die Sympathiewerte der Piraten zusätzlich steigen lassen. NAPAD fordert die Stärkung der zivilen somalischen Institutionen und „legitime Chancen“ für die Förderung alternativer Lebensgrundlagen. Ein medico-Interview zum ersten „Piratenprozess“ in Hamburg seit 1401, der letzte Verurteilte war Klaus Störtebecker, unter: www.medico.de/piraten ■

Spendenstichwort: Ostafrika

Flüchtlinge zweiter Klasse

Libanon: Nothilfe für syrische Palästinenser

In Syrien droht ein blutiger Winter. Unlängst warnte der UN-Sondergesandte Lakhdar Brahimi vor der „Somalisierung“ des syrischen Gemeinwesens, sprich: der Erosion des Staates bei gleichzeitiger Erstärkung lokaler Milizen und konfessionalisierter Gewalt. Längst hat der Konflikt auch die palästinensische Bevölkerung erreicht, deren Flüchtlingslager zumeist in Nachbarschaft zu

ärmeren sunnitischen Wohnvierteln liegen, die vielerorts Ausgangspunkte der Rebellion gegen das Regime waren. In Syrien sind die ca. 490.000 palästinensischen Flüchtlinge rechtlich der Bevölkerung gleichgestellt. Wie zuvor in Homs und Deraa brachen jetzt auch im Damaszener Flüchtlingscamp Yarmouk mit ca. 100.000 Einwohnern Kämpfe zwischen Regimegegnern und Assad-loyalen pa-

lästinensischen Milizen aus, wie palästinensische Aktivisten aus Yarmouk medico per Skype berichteten. Immer mehr Palästinenser fliehen in den Libanon. Dort gelten sie als Flüchtlinge zweiter Klasse, haben nur beschränktes Aufenthaltsrecht und müssen bei Grenzübertritt je Erwachsenen 300 US-Dollar sowie 50 US-Dollar pro Kind entrichten. Der langjährige palästinensische medico-Partner

Nashet Association hat jetzt im Camp Ein el Hilweh (Saida) begonnen, die ankommenden palästinensischen Flüchtlingsfamilien zu versorgen. Im Vordergrund stehen die Nöte der Säuglinge und Kleinkinder: besonders Hygieneartikel und Babynahrung werden an die Familien verteilt. ■

Spendenstichwort: Syrien

Umsturz macht Mut

Ägypten: Frauen gegen die Straflosigkeit

Selbst im Jahr II nach dem Sturz des Raïs Mubarak hält die Veränderung an. Niemals zuvor haben die Menschen in dem 80-Millionen-Land die Erfahrung gemacht, eine Regierung verändern, geschweige denn stürzen zu können; erst-



Wenn Männer mal zuhören: Al Nadeem Center in Kairo.

mals konnten sie in freien Wahlen einen Präsidenten bestimmen. Die Regierung der Muslimbrüder löste die gefürchtete Staatssicherheit zwar auf, ließ aber viele Militärs und Polizisten unbehelligt, die an Folter und Gewaltverbrechen beteiligt waren. Aber die Erfahrung, mit gesellschaftlichen Tabus und der Allmacht der Herrscher selbst brechen zu können, führt dazu, dass die Opfer nicht mehr schweigen. Am 2. November 2012 demonstrierten in Kairo Tausende gegen diese Kultur der Straflosigkeit. Dabei auch Seif Al-Dawla, Leiterin des El Nadeem Center, dem neuen medico-Partner in Kairo. In ihrer Rede warf die Men-

schenrechtlerin Präsident Mursi vor, dass es allein in den ersten 100 Tagen seit seinem Amtsantritt 150 nachgewiesene Folterfälle gab. Das Al Nadeem Center bietet psychologische Beratung für Folteropfer, hilft Frauen bei geschlechtsspezifischer, oft häuslicher Gewalt und unterstützt afrikanische Flüchtlinge in Ägypten. Unerschrocken kritisiert das von Frauen geleitete Center die von religiösen Parteien dominierte verfassunggebende Versammlung: Die Rechte von Frauen dürfen nicht beschnitten und das absolute Folterverbot muss endlich Verfassungsgebot werden. ■

Spendenstichwort: Ägypten

David gegen Goliath

In den Auseinandersetzungen um die Umwelt- und Gesundheitsschäden des ThyssenKrupp-Stahlwerks in Rio geht es um Bürgerrechte und ein fragwürdiges Entwicklungsmodell



Foto: PACS

Die Rua da Gloria befindet sich mitten im alten Büroviertel von Rio de Janeiro. Die glänzenden Fassaden der Hochhäuser mit ihrem verblichenen Charme vergangener Jahrzehnte haben eine Anmutung von New York und symbolisieren die Geschichte eines Schwellenlandes, das schon lange daran arbeitet, eine globale Wirtschaftsmacht zu werden. Auch wenn Rio nicht mehr das aktuelle Zentrum dieser Entwicklung ist, sondern Sao Paulo, herrscht auf den Straßen hektische Betriebsamkeit schwarz

gekleideter Anzug- und Kostümträger. In der Rua da Gloria, im 7. Stock eines schnörkellosen Bürogebäudes hat PACS seinen Sitz. Das „Instituto Políticas Alternativas para o Cone Sul“, das „Institut zur Entwicklung politischer Alternativen für Südamerika“, besaß in besseren Tagen Geld genug, um sich im mittlerweile unbezahlbar teuren Zentrum Rios Räume zu kaufen. Nun, da angesichts der brasilianischen Wirtschaftsmacht und der europäischen Krise die ausländische Unterstützung für Nichtregierungsorganisatio-

nen hierzulande zurückgefahren wird, musste PACS die Hälfte seiner Mitarbeiter entlassen, die Löhne kürzen und Büroräume untervermieten. Aber Sandra Quintela, eine Soziologin Anfang 40, die in Bremen studiert hat, und, ihr aus Argentinien stammender jüngerer Kollege, Miguel Borba Sá, wirken zuversichtlich: Die brasilianische Zivilgesellschaft und die sozialen Bewegungen, zu denen PACS seit 26 Jahren zählt, werden sich angesichts so tiefgreifender Veränderungen in Brasilien neu ausrichten. Sie hoffen, dass dieser Wandlungsprozess zumindest für ihre Organisation abgeschlossen ist.

PACS, eine Mischung aus linkem Think Tank und sozialer Bewegung, geriet eher zufällig in einen Konflikt, in dem es um entscheidende Fragen des brasilianischen Entwicklungsweges geht. Seit vielen Jahren unterstützt die Gruppe mit Fortbildungen Anwohnervereinigungen in Santa Cruz, einem ärmlichen Stadtteil von Rio. Fast 200.000 Menschen leben hier, 60 Kilometer oder zwei Stunden mit öffentlichen Verkehrsmitteln vom Stadtzentrum entfernt. Marginalisierte Peripherie, arme Bewohnerinnen und Bewohner, außerhalb jeder öffentlichen Wahrnehmung, das Rückzugsgebiet für billige Arbeitskräfte. Das war alles so, bis 2006 mit dem Bau eines Stahlwerks unter der Ägide des deutschen Unternehmens ThyssenKrupp begonnen wurde.

Wachstumsgläubigkeit

PACS und die Anwohner befinden sich seither in einer exemplarischen Auseinandersetzung um die Bedingungen von sozioökonomischer Entwicklung, die sich über die Rechte von Menschen hinwegsetzt um Wirtschaftswachstum zu erzielen. Weiß Gott, nicht nur ein brasiliani-

sches Problem. Für Sandra Quintela und Miguel Borba Sá führt an den Rechten der lokalen Bewohner kein Weg vorbei. Es gibt keine zweierlei Maß.

In der Bucht von Sepetiba, die an Santa Cruz grenzt, hat man sich darüber mit dem Bau des Stahlwerks nonchalant hinweggesetzt. Lula und der brasilianische Ableger von ThyssenKrupp (TKCSA) sahen sich dazu legitimiert. Fünf Millionen Tonnen Stahl jährlich, riesige Gewinne, Belieferung der ganzen Welt, insbesondere Chinas. Ein Vorzeigeprojekt für Präsident Lula. Endlich kein Bergbau mit schlechten, wenigen und unqualifizierten Arbeitsplätzen, sondern ein deutsches Traditionsunternehmen. Hochmodern. Brasilien in der ersten Liga. Dafür wurden Steuern gesenkt und bei den Umweltauflagen viele Augen zugedrückt. Auch die Bewohner in Santa Cruz glaubten an diesen Traum, bis er sich zum Alptraum entwickelte.

8.000 Fischer ohne Arbeit

Die ersten Opfer waren die Fischer. 8.000 verloren ihre Arbeit, weil man mit dem Bau des Werkes die Bucht verseuchte. Ihr empörter und verzweifelter Protest schaffte es schon vor der Eröffnung des Stahlwerks weltweit in die Medien. Tausende ihrer Entschädigungsklagen sind anhängig. Seit 2010 ist das Werk eröffnet, und nun geht mit unschöner Regelmäßigkeit ein „Silberregen“ von der Fabrik aus auf die Bewohner nieder, der Unsicherheit und Angst auslöst. Hunderte Bewohner klagen seither über Hautausschläge, Atemnot, zum Teil auch chronische Krankheiten. Wie ein UFO ist das Stahlwerk in das Herz von Santa Cruz gepflanzt. Aber das deutsche Traditionsunternehmen hat keine Standortpolitik betrieben. Es gibt

keine Werkwohnungen, keine Ausbildungsstätten, keine Arbeitsplätze für die lokale Bevölkerung.

Mit Sandra und Miguel von PACS reisen wir zu einem Treffen der Bürgerinitiative, die sich gegen das Stahlwerk zur Wehr setzt. 20 Männer und Frauen mit abgearbeiteten Gesichtern und einfacher Kleidung warten auf uns in dem Gebetsraum einer kleinen evangelikalen Kirche. Der befindet sich im Wohnzimmer eines verbauten Häuschens, dem man ansieht, dass immer dann aufgestockt wurde, wenn mal wieder Geld da war. Viele haben ihre Krankenakten mitgebracht und erzählen ihre Leidensgeschichte. Jose beispielsweise hat 30 Jahre vom Fischen gelebt, seine Haut ist gegerbt vom salzigen Wind des Meeres. Es gibt seit 2006 keine Fische und keine Krabben mehr. Der drahtige dünne Mann pfeift seinen Redestrom und seine Empörung durch die Zahnlücken. Man versteht ihn kaum, aber spürt die Ohnmacht. In der Autonomie des Fischerdaseins ist ein solches Unglück nicht vorgesehen.

Oder die 55-jährige Maria. Seit 30 Jahren lebt sie in Santa Cruz, ist verheiratet mit einem Fischer und hat zwei Kinder. In schwarzen Stiefeln und Seidenstrümpfen, die Haare streng nach hinten gekämmt, erzählt sie mit zitternder Stimme davon, dass sie seit der Eröffnung der Fabrik schwer erkrankt ist. Der Arzt, der ihr den Zusammenhang mit der Umweltverschmutzung durch die Fabrik attestierte, sei aus undurchschaubaren Gründen abgezogen worden. Machenschaften werden vermutet. Zu oft hat man Ähnliches erlebt. Ihr Mann muss nach Angola auf Montage. Mit dem Fischen ist Schluss. Er stößt Drohungen gegen die Fabrik aus, weil er um das Leben seiner Frau fürchtet. Die Menschen in dieser Runde fühlen sich



von Regierung und Unternehmen belogen und betrogen. Und noch ist der Entwicklungszug längst nicht am Ziel. Nach dem Stahlwerk soll in der Bucht auch noch ein großer Hafen zum Verschiffen der Erze aus Brasiliens Minen errichtet werden. Das Wirtschaftswunder wirft lange schmutzige Schatten auf Santa Cruz.

Helfer gegen die Ohnmacht

Die Leute von PACS, Sandra und Miguel und all die anderen, die seit Jahren regelmäßig nach Santa Cruz kommen, sind Helfer gegen die Ohnmacht. Mit ihrer Unterstützung haben die Armen der Bucht den Verantwortlichen die Hölle heiß gemacht. Übrigens auch mit deutscher Unterstützung durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung. PACS mobilisierte Experten aus der Hauptstadt. Ein erster Bericht über die Gesundheitsschäden liegt vor. Nach den jahrelangen Protesten musste nun auch die brasilianische Regierung handeln und verschärfte die Umweltauflagen.

Ein Wirtschaftskrimi

Der öffentliche Protest hat die brasilianische Staatsanwaltschaft auf den Plan ge-



Foto: medico

Krank durch die Umweltschäden: die 55-jährige Maria am Zaun der Fabrik.

25

duzierte Stahl ist teurer als der aus Deutschland. Die Geschichte dieses Stahlwerks ist ein einziger Wirtschaftskrimi und eine Bankrotterklärung der Betriebswirte von McKinsey. Gelingt der Verkauf nicht, munktelt man, stünde die gesamte Existenz von ThyssenKrupp auf dem Spiel.

Die Auseinandersetzungen um das Stahlwerk und die Umweltrechte der Bürger sind für Brasilien symbolisch wie wenige andere Ereignisse. Der großartige brasilianische Schriftsteller Luiz Ruffato, Sohn eines Popcorn-Verkäufers und einer Wäscherin, erklärt mir das auf einer Lesung seines ersten auf Deutsch erschienenen Buches „Es waren viele Pferde“. Brasilien, sagt er, sei ein Land im tiefgreifenden Umbruch. Migration vom Land in die Stadt sei in kürzester Zeit zum Schicksal von Abermillionen geworden. Die Menschen verlören dabei nicht nur ihre Heimat, sondern auch die Friedhöfe und damit ihre Wurzeln. Für Ruffato ist die Wurzellosigkeit von Millionen Menschen die Ursache für die Gewalt in den Städten. Brasilien stehe am Scheideweg. Um sich neu zu konstituieren, bräuchte das Land nicht nur Sozialprogramme. Die Menschen müssten Zugang zu qualifizierter Bildung haben. Sie müssten Bürger werden, die ihre Rechte kennen und in der Lage sind sie wahrzunehmen. Um all dies geht es in Santa Cruz. ■

Katja Maurer

rufen. Aber die Aussichten einen Prozess zu gewinnen, hängen davon ab, eine eindeutige Verbindung zwischen den Krankheiten und den Umweltschäden herzustellen. Das kann Jahre dauern, wenn es überhaupt gelingt.

Schneller als die juristische Bearbeitung sind vielleicht die ökonomischen Prozesse. Die Unternehmenskommunikation von TKCSA stellt alle Gefährdungen in Abrede. Es handle sich nur um unschädlichen Grafit, wiederholen die Sprecher gebetsmühlenartig. Aber langsam hat man den Eindruck, dass hier gnadenlos gesundgebetet wird. Denn für ThyssenKrupp steht in Brasilien viel auf dem Spiel. Alle teuer bezahlten Prognosen von McKinsey über die zu erwartenden schnellen Gewinne und niedrigen Kosten des Werkes waren Milchmädchenrechnungen. Das Werk ist ein ökonomisches Desaster. Acht Milliarden hat seine Errichtung gekostet, kalkuliert waren 1,9 Milliarden. Der in Rio pro-

Projektstichwort

Mitten im November kam es wieder zu einem Aufsehen erregenden Störfall im Stahlwerk von ThyssenKrupp. medico unterstützt deshalb die Arbeit von PACS. Es soll umgehend ein Gesundheitsmapping der Region erstellt werden, um die Gesundheitsschäden und die vorhandenen Gesundheitseinrichtungen sowie deren Umgang mit den Vorwürfen aufzulisten und zu systematisieren. Das Spendenstichwort dafür lautet: **Brasilien**.






Haiti

IMPULSE GEGEN DIE ABHÄNGIGKEIT

Als wir in Frankfurt die Bilder von den Baufortschritten unserer Partner sahen, haben wir viel von dem verstanden, was die haitianischen Partner gemeinsam mit medico leisten. Die Liebe, mit der die Gesundheitsstation auf einer Anhöhe in dem Dorf Fouche und das Fortbildungszentrum in Leogane ausgestattet wurden, die geschnitzten Türen, die farbenfrohen Mauern, all die Details, die nicht nur zweckdienlich sind, erzählen etwas über die Würde der Menschen und den Wiederaufbau in Haiti. An den fatalen, ausweglosen Strukturen des Lands hat sich nichts geändert. Gerade hat der zweite Hurrikan dieses Jahres die Anfälligkeit des Landes wieder deutlich gemacht. Vielerorts ist die Ernte dahin und mehr als einer Million Menschen droht Unterernährung. Doch wenn sich Menschen noch zum Handeln in der Lage sehen – wie die Mitglieder des Dorfkomitees in Fouche, das den Bau einer dringend benötigten Gesundheitsstation organisierte, oder die haitianisch-dominikanischen Migrantinnen in Leogane, die das Fortbildungszentrum errichteten – wandelt sich etwas. Vielleicht kann diese geglückte Erfahrung, etwas verändern zu können, einen Impuls geben wider die Abhängigkeit und Ausgrenzung.

Das Projektstichwort lautet: Haiti.

Foto: medico



GSCF CENTRE DE SANTE COMMUNALE



„Wir werden Zeugen eines paran

Eine historische Zäsur: Während der Afrikanische Nationalkongress feiert, tötet die Polizei 34 schwarze Bergarbeiter.

Zu Gast bei medico: Zwei Aktivisten aus Südafrika, die eine weiß und bereits im Befreiungskampf aktiv, der andere schwarz und am Ende der Apartheid politisiert, sprechen über das Massaker von Marikana, ihr schwieriges Verhältnis zum ANC, über die Abhängigkeiten der Zivilgesellschaft und ihre Vision von Basisdemokratie. Adèle Kirsten ist Sozialwissenschaftlerin, in den 1970er Jahren schloss sie sich dem Kampf gegen die Apartheid an. Seither setzt sie sich für soziale Gerechtigkeit und gegen Militarisierung ein. Zuletzt gab sie ein Aktionshandbuch über demokratische Rechte und Mitbestimmung heraus. Tshepo Madlingozi ist Jurist und beim medico-Partner Khulumani aktiv, der mit über 60.000 Mitgliedern größten Selbsthilfeorganisation von Überlebenden der Apartheid. Derzeit arbeitet er in London an seiner Doktorarbeit.

medico: Im Zuge des Bergarbeiterstreiks in einer Platinmine im südafrikanischen Marikana wurden im August 2012 34 Menschen von der Polizei getötet. Was hat dieses Ereignis ausgelöst?



Die Zivilgesellschaft nennt es ein „Massaker“, der ANC eine „Tragödie“: Protest

Tshepo Madlingozi: Das Ausmaß ist schockierend und historisch. Seit dem offiziellen Ende des Apartheidregimes im Jahr 1994 sind nie mehr so viele Menschen von der Polizei getötet worden. Auf lokaler Ebene wurden die Proteste zuletzt immer dann aggressiv und repressiv, wenn die Polizei sich einmischte. Das reicht vom Verbot von Protestmärschen über das Verhängen drakonischer Strafen und harte Haftbedingungen bis hin zur Tötung von Menschen. In Mari-

oiden Staates“

ss (ANC) sein 100-jähriges Jubiläum



Foto: Reuters

est der Gesteinshauer in der Platinmine von Marikana.

kana sehen wir einen Kulminationspunkt repressiver Amtsführung, die auch nach der Apartheid nie verschwunden ist.

Adèle Kirsten: Entweder war die Polizei bei politischen Mobilisierungsaktionen auf kommunaler Ebene vollkommen abwesend oder aber die Polizei hat mit ihrer aggressiven Präsenz die Gewalt erst entfacht. Das war Ergebnis eines Forschungsprojektes, an dem ich beteiligt war. Damit versagt auch das demokrati-

sche Transformationsprojekt, für das der Polizeiapparat als Schlüsselinstitution angesehen wurde. Die Polizei sollte von einer repressiven Kraft in einen Garanten der Menschenrechte verwandelt werden. Das ist nun passé. Schon im Zeitraum zwischen Mitte der 1990er und Mitte der 2000er Jahre hatte der heutige Präsident Zuma die Remilitarisierung der Polizei vorangetrieben und zuletzt auch umgesetzt. Dieses Klima begünstigt den maximalen Miteinsatz durch die Polizei und selbst die parlamentarischen Untersuchungen bleiben vage und mehrdeutig hinsichtlich der Frage, in welchen Fällen die Polizei schießen darf. 2008 hat etwa die damalige stellvertretende Sicherheitsministerin und heutige Ministerin für Bergbau Susan Shabangu zur Behandlung von Kriminellen die Devise „Tötet die Dreckskerle!“ ausgegeben. Das hat sich ins Gedächtnis vieler Leute eingegraben. Es herrscht der Eindruck, dass die Bergarbeiter deshalb getötet wurden, weil sie Schwarze waren; der Staat

tötet schwarze Arbeiter. Der Rassismusfrage kommt also eine herausgehobene Bedeutung zu. Die Gefolgsleute des ANC bezeichnen die Ereignisse von Marikana als eine „Tragödie“. Nur die Medien und die Zivilgesellschaft nennen sie ein „Massaker“. Journalisten haben herausgefunden, dass die Mehrheit der Opfer erst gejagt, verfolgt und dann zwischen den Felsen des Steinbruchs gezielt hingerichtet wurde.

Ist denn schon erkennbar, ob und wie das Massaker aufgearbeitet wird?

Tshepo Madlingozi: Betrachtet man die Untersuchungskommission oder die Kommentare des Präsidenten und aus dem Sicherheitsapparat, dann sieht es nicht so aus, als würde sich irgendetwas ändern. Die schrecklichen Lebensbedingungen der Bergarbeiter sind unverändert und eine neue soziale Bewegung als Alternative zum regierenden ANC ist nicht in Sicht. Innerhalb der Zivilgesellschaft bestimmen allenfalls wohlbekannte Stimmen den Diskurs zu Marikana – Akademiker, Rechtsanwälte und Wissenschaftler, wie wir. Das gilt auch für die Untersuchungskommission, die fünf bis sieben Millionen Euro kosten wird – Geld, das für die Vergütung eben jener Experten verschwendet werden wird. Die sozialen Bewegungen bleiben außen vor. Es wird also keine grundlegende Veränderung des polizeilichen Umgangs mit Protesten geben. In Südafrika ist das Leben eines schwarzen Menschen noch immer wertlos und billig zu haben.

Adèle Kirsten: Es gab Unmengen an Protestverboten. Das kennen wir eigentlich nur aus den Zeiten der Apartheid. Das geltende Versammlungsrecht sieht eigentlich keinerlei Einschränkungen vor. Wir werden also gerade Zeugen eines verstärkt paranoiden, sich in seiner Haltung verhärtenden Staates. Doch ich glaube, dass innerhalb des ANC vereinzelt sehr wohl wahrgenommen wird, in welche Schwierigkeiten sich die Partei bringt, wenn sie das Thema der materiellen Lebensumstände und des informellen Sektors nicht anspricht.

Tshepo Madlingozi: Kein anderes Land ist von so vielen Verwerfungen entlang von ethnischen, Schicht- und Geschlech-

terzugehörigkeiten bestimmt. Wir sprechen hier über etwa zehn- bis zwölftausend Demonstrationen und Protestaktionen pro Jahr. Noch immer ist die Mehrheit der Südafrikaner von der ungelösten Landfrage und der generationsübergreifenden ländlichen Armut betroffen. Auch das ist eine Zeitbombe. Die Weißen müssen endlich anerkennen, dass sie extrem privilegiert worden sind, dass die Armut der Schwarzen das direkte Ergebnis der Privilegien der Weißen ist. Die Klassenapartheid ist verschränkt mit rassistischer Ungleichheit, die weiterhin



Foto: medico

besteht. Die Zivilgesellschaft geht vor Gericht, um ein paar Fälle zu klären, aber sie kann dieses Problem nicht allein im Gerichtssaal verhandeln. Die Verfassung schließt bislang eine Landreform aus, und wir haben ein enormes Korruptionsproblem. Die Leute reden sehr offen darüber, wieviel Geld sie welchen Staatsvertretern geben. Das ist weithin akzeptiert.

In Südafrika wurde eine Befreiungsbewegung zur allmächtigen Regierungspartei. Was bedeutet das heute für soziale Bewegungen?

Adèle Kirsten: Trotz des scheinbar

spontanen Charakters einiger Proteste dreht sich noch immer alles um den ANC. Altgediente Leute, die in lokalen Parteiverbänden arbeiten, verlassen diese nicht, sondern helfen dabei, Bürgerversammlungen aufzubauen, die sich um die Dienstleistungen in ihrer Kommune sorgen. Sie organisieren die Kundgebung und die jungen Männer, die schließlich die Straßenkämpfe ausfechten. Wenn dann das Ziel, den ungeliebten Gemeinderat loszuwerden, erreicht ist, wird an seiner Stelle ein anderer ANC-Vertreter installiert. Auf diese Art

mand sprechen möchte. Dennoch ist die emotionale Bindung an den ANC immens. Auch für meine Biographie in der Antiapartheidsbewegung hat er ein großes Gewicht. Ich habe die „Regenbogenation“ als eine Art glückliche Schonfrist vor dem Eintreten der jetzigen Wirklichkeit erlebt. Das war unglaublich aufregend, geradezu elektrisierend. Heute fühle ich mich in die Ära der Apartheid zurückversetzt. Als Weiße, die quasi das Lager gewechselt hat, nehme ich die Unbefangenheit, mit der weiße Leute eindeutig rassistische Meinungen äußern, verschärft wahr. Es ist ihnen nicht mehr peinlich, sie halten sich nicht mehr zurück. Die Alltäglichkeit der Apartheid ist von ihnen nie zugegeben oder anerkannt worden.

Tshepo Madlingozi: Natürlich haben wir Schwarze über alle Lager hinweg im ANC mit Mandela einen Messias gesehen. Ich wuchs in den 1980ern auf und erlangte politisches Bewusstsein durch meine unmittelbare Community. Die 1980er waren die Blütezeit der Macht der einfachen Leute. Es gab Straßenversammlungen, Selbstverteidigungskomitees, alternative Regierungsmodelle. Mein erstes englisches Wort war „Macht“. Die Leute sagten: „We are making power.“ Als Jugendlicher beteiligte ich mich an Straßenschlachten. Das Leben meines Vaters hat mich schon früh politisiert. Er war Bergarbeiter. Monatlang bekam ich ihn aufgrund des Homeland-Systems nicht zu sehen. Dieses System zerstörte unsere Communities und hat geradezu eine toxische Männlichkeit geschaffen. Wenn die Männer nach Monaten aus den Bergwerken zurückkamen, hatten sie oft die Bindung zu ihrer Familie verloren. Das ist heute immer noch so. Als Kind dachte ich, dass das Böse in den Bergwerken und in den

werden soziale Bewegungen immer wieder vom ANC aufgesogen. Aufgrund einer historisch vom weißen Kapital dominierten Industriekultur, ist es für viele schwarze Südafrikaner noch immer schwierig wirtschaftlich Fuß zu fassen. Der Staat ist ihre naheliegende und so gut wie einzige Akkumulations- und Aufstiegsressource. Entsprechend hart umkämpft sind die Parteiposten, für die manchmal sogar gemordet wurde. Wirtschaftsvertreter haben lange vor dem Ende der Apartheid einen Pakt mit dem ANC geschlossen, um ihre Vormachtstellung für die Zeit nach dem Wandel zu sichern. Das ist eines der Vermächtnisse aus Mandelas Amtszeit, über das nie-





Im weltweit platinreichsten Gebiet leben 60 % aller Familien in Armut. Minenarbeiter-siedlung in Südafrika.

les Bündnis mit dem ANC. Unter der Regierung Mandelas wurde die wirtschaftsliberale Linie gebilligt. Mandelas faule Kompromisse in der Land- und Eigentumsfrage konnten nicht in

Menschen stecken muss. für die mein Vater schuffen und sterben musste. Ich bin mit der Überzeugung sozialisiert worden, dass Menschen auch ohne von zentralen Parteiorganen gefällte Entscheidungen handeln können. Als die Exilanten in den 1990er Jahren zurückkehrten, waren sie für mich eine Quelle der Inspiration. Sie erzählten Geschichten von Fidel Castro, aus Russland und China, vom unabhängigen Afrika. Und doch erschienen sie gleichzeitig armseilig; kehrten sie doch mit einer politischen Kultur zurück, die auf einer zentralistischen Entscheidungsfindung im Sinne des Marxismus-Leninismus beruhte. Die Leute, die im Land selbst ihren Beitrag zum Aufbau des Widerstands hier geleistet hatten, wurden marginalisiert. Die ANC-Exilanten bildeten eine sehr verschlossene Bewegung. Der ANC zwang die sozialen Bewegungen zur Integration in den ANC und sagte ihnen: „Eure Arbeit ist getan.“ 1992 schloss die COSATU (Congress of South African Trade Unions) ein formel-

Frage gestellt werden – weil der unantastbare Mandela es war, der diese Kompromisse gestaltet hatte. Manchmal frage ich mich, was wohl geschehen wäre, wenn jemand anderes der erste Präsident des neuen Südafrikas geworden wäre, was für soziale Bewegungen hätten entstehen können? Es muss innerhalb des ANC einen radikalen Wandel geben. Wir brauchen wieder so etwas wie eine fassbare Kultur der politischen Ungewissheit. In anderen Ländern wissen Politiker nicht, ob sie wiedergewählt werden. In Südafrika hingegen weiß der ANC ganz genau, dass er noch mindestens ein Jahrzehnt an der Macht sein wird. Und das ist Teil des Problems. ■

Interview: Anne Jung und Usche Merk

Projektstichwort

Keine Zukunft ohne Vergangenheit: Ohne die Aufdeckung der Wahrheit über das Apartheidregime und ohne die Entschädigung der Opfer kann es keine tragfähige Versöhnung am Kap der guten Hoffnung geben. Dafür streitet der langjährige medico-Partner Khulumani Support Group. Aber auch die gewalttätige südafrikanische Gegenwart verlangt bewusstes Handeln. Der neue medico-Partner Local Government Action, ein Zusammenschluss kritischer Gruppen der Zivilgesellschaft, hat jüngst ein Aktionshandbuch veröffentlicht, damit Basisinitiativen in ihren sozialen Kämpfen besser um ihre juristischen Rechte und politischen Möglichkeiten wissen. Spendenstichwort: **Südafrika.**

Kritische Einsprüche zum World Health Summit

Gesundheit als öffentliches Gut oder als Gemeingut? Eine Debatte über Alternativen zum medizinisch-industriellen Komplex.

Vom 21. bis 24. Oktober 2012 fand zum vierten Mal der World Health Summit in Berlin statt. Diesen sogenannten Weltgipfel haben 2009 die Berliner Charité und die Universität Paris Descartes ins Leben gerufen. Heute sind die Hauptanteilseigner die Messe Berlin und die Werbeagentur Visit Berlin; die Charité hält 15%.

Beim Lesen der Pressemitteilungen drängt sich der Eindruck auf, die Veranstalter verstünden Weltgesundheit als Werbegag. Die Organisatoren wollen die touristische Attraktivität Berlins erhöhen und ein „Davos der Medizin“ schaffen. Ganz unverblümt nennen sie ihre Ziele: „Im Fokus steht, Berlin als Kongressdestination zu stärken, Wissenschaft, Forschung, standortübergreifende Gesundheitspolitik und das öffentliche Gesundheitswesen zu fördern und so weitere Gesundheitskongresse und Großveranstaltungen für Berlin zu interessieren.“



„Menschen vor Profite“: medico-Debatte in Berlin.

Wenn auch das öffentliche Gesundheitswesen nur deshalb gefördert werden soll, um Berlin attraktiver zu machen, so ist dies immerhin ein Fortschritt. Beim letzten Gipfel stand es noch nicht auf dem Programm. Damals waren neben der Politik fast ausschließlich private Gesundheitsdienstleister und Pharmakonzerne eingeladen. Der Blick richtete sich nur auf medizinische Probleme in den Industrienationen, Präventionsmedizin kam nicht vor. Deshalb organisierte medico gemeinsam mit 20 gesundheits- und entwicklungspolitischen Organisationen die alternative Gegenkonferenz „Public Eye on Berlin“.

Einsprüche statt kooptierte Kritik

Beim diesjährigen World Health Summit waren auch Vertreter von Nichtregierungsorganisationen Partner der Veranstalter, die vor vier Jahren noch Teil der Alternativkonferenz waren. Zu den Sprechern gehörten renommierte Experten für Public Health.

Darum stellte sich durchaus die Frage, ob der World Health Summit einen Raum geboten hätte, um mit Kritik Politiker und Mediziner zu erreichen: „Reingehen und aufweichen oder sauber bleiben.“ Das bezeichnete Rolf Rosenbrock bei der Veranstaltung „Menschen vor Profite – Ein kritischer Einspruch“ am 22. Oktober als Frage des Abends. Dazu hatte medico gemeinsam mit Attac, der Buko Pharma-Kampagne, Diakonie, IPPNW, dem Verein demokratischer Ärztinnen und Ärzte und dem Verein demokratischer Pharmazeutinnen und Pharmazeuten in die Berliner Kalkscheune geladen. Die Buchautorin Silke Helfrich („Commons – Für eine Politik jenseits von Markt und Staat“) und Prof. Rolf Rosenbrock, Vorsitzender des Paritätischen Gesamtverbandes, diskutierten mit medico-Geschäftsführer Thomas Gebauer mögliche Alternativen zum gesundheitspolitischen Konzept des World Health Summit.

Schnell wurde deutlich, dass auch dieses Jahr der Weltgesundheitsgipfel grundsätzlich falsch konzipiert war. Für Thomas Gebauer war es schon das Wort „Welt“: „Da stellt sich die Frage, welche Welt gemeint ist?“ Angefangen mit dem Hauptredner Joseph Ackermann zeige die Auswahl der Sprecher, wessen Interessen im Vordergrund ständen. Die Anzahl der Referenten, die aus der Industrie kamen, war viermal so groß wie die der Sprecher aus

Entwicklungsländern. Vor allem aber stand die Ausrichtung des Gipfels der Idee von Public Health entgegen. „Die Frage ist: Will ich Markt und Individuum oder will ich Gleichheit und Gesundheit?“, formulierte Rolf Rosenbrock, der über 15 Jahre die Forschungsgruppe Public Health im Wissenschaftszentrum Berlin leitete.

Die sozialen Bedingungen entscheiden

In seinem Vortrag erläuterte Rosenbrock einige Grundannahmen. Gesundheit entstehe nicht in erster Linie durch medizinisch-technischen Fortschritt, sondern durch die Verbesserung der Gesamtbedingungen. So sank die Anzahl der Tuberkulosefälle ab Beginn des 19. Jahrhunderts deutlich, obwohl erst 1943 ein Antibiotikum zur Verfügung stand. Der Grund für den Rückgang war die Verbesserung der Arbeitsbedingungen, Wohnverhältnisse und Ernährung. Nach Rosenbrocks Berechnungen liegt der Beitrag der Medizin zur Eindämmung chronisch degenerativer Krankheiten seit 1950 bei Frauen bei 20-40 %, bei Männern nur bei 10 %.

Der World Health Summit aber behauptete die Dominanz der Medizin für das gesundheitliche Geschehen. Damit liegt er im Trend: Nur 1,7 Promille der Ausgaben der Krankenkassen werden für Primärprävention verwandt. Die beste Primärprävention ist soziale Gerechtigkeit. Rosenbrock wies auf die Erkenntnisse des Buches „Gleichheit ist Glück“ der US-amerikanischen Wissenschaftler Kate Pickett und Richard Wilkinson hin: Je gerechter die Einkom-



men in einer Gesellschaft verteilt würden, umso gesünder seien die Menschen – und zwar nicht etwa nur gesamtgesellschaftlich, weil es weniger Arme gebe. Auch die Reichen würden weniger krank. Doch diese Erkenntnis werde nicht umgesetzt, sondern im Gegenteil immer mehr „auf den einzelnen Fall und die Herz-

– und verkauften, wenn sie etwas darüber hinaus produzieren. Ihre Commons verwalteten sie selbst. Helfrich ist davon überzeugt, dass „wir rausmüssen aus der Illusion“, der Staat werde es richten. Für sie war die entscheidende Frage des Abends, wie man das Denken ändern könne und „dass es neben der Dichotomie



Häppchen, Vorträge und Stehempfang: Markt und Medizin beim Weltgesundheitsgipfel.

klappe“ geschaut, sagte Rosenbrock. Das sei im Interesse des medizinisch-industriellen Komplexes. Es ginge darum, Produkte zu bieten, die vermarktet werden können. Public Health erschaffe keine solchen Produkte.

Commons vs. öffentliche Güter

Die Analyse teilte Silke Helfrich. Sie sieht aber weniger ein Verteilungs-, denn ein Einstellungsproblem: „Man muss fragen, was will ich erreichen, nicht was will ich den anderen verkaufen.“ Helfrich verortet die Lösung in Commons oder Gemeingütern, die nicht mit öffentlichen Gütern zu verwechseln seien. Bei öffentlichen Gütern sorgt der Staat dafür, dass alle Zugang haben, so Helfrich: „Das hat einen versorgungstechnischen Drall.“ Bei Commons oder Gemeingütern werde hingegen der Unterschied zwischen Konsumenten und Produzenten aufgehoben. Die Menschen produzieren das, was sie brauchen

von öffentlich gegen privat noch etwas Drittes gibt“.

Ein bisschen „wolkenmäßig“, befand Rolf Rosenbrock. Für ihn bleiben die sozialen Bewegungen der zentrale Adressat. „Wo man etwas mit dem Staat machen kann, habe ich nichts dagegen.“ Thomas Gebauer griff die Idee des Dritten auf: „Es geht nicht um Staat oder Nicht-Staat, sondern um eine andere, eine neue Staatlichkeit, die nicht privaten Wirtschafts- und Machtinteressen dient, sondern den Bedürfnissen der Menschen verpflichtet ist.“ Als Beispiel nannte er die gesetzliche Krankenversicherung. „Die Gesetzliche ist zwar staatlich reguliert, sie könnte aber auch gemeinschaftlich kontrolliert werden.“ ■

Hannah Wettig

Die vollständige Videodokumentation der Veranstaltung finden Sie auf unserer Internetseite unter: www.medico.de/einspruch

ALLE NICHT ENTSTELLTE BEZIEHUNG IST EIN SCHENKEN

Von Theodor W. Adorno

Die Menschen verlernen das Schenken. Der Verletzung des Tauschprinzips haftet etwas Widersinniges und Unglaubwürdiges an; da und dort mustern selbst Kinder misstrauisch den Geber, als wäre das Geschenk nur ein Trick, um ihnen Bürsten oder Seife zu verkaufen. Dafür übt man Charity, verwaltete Wohltätigkeit, die sichtbare Wundstellen der Gesellschaft planmäßig zuklebt. In ihrem organisierten Betrieb hat die menschliche Regung schon keinen Raum mehr, ja die Spende ist mit Demütigung durch Einteilen, gerechtes Abwägen, kurz durch die Behandlung des Beschenkten als Objekt notwendig verbunden. Noch das private Schenken ist auf eine soziale Funktion heruntergekommen, die man mit widerwilliger Vernunft, unter sorgfältiger Innehaltung des ausgesetzten Budgets, skeptischer Abschätzung des anderen und mit möglichst geringer Anstrengung ausführt. Wirkliches Schenken hatte sein Glück in der Imagination des Glücks des Beschenkten. Es heißt wählen, Zeit aufwenden, aus seinem Weg gehen, den anderen als Subjekt denken: das Gegenteil von Vergesslichkeit.

(Minima Moralia – 21. Aphorismus)



Massen-Küss-Marathon unterm Wasserwerfer. Chiles Jugend kämpft für freie Bildung: „Wir haben die Angst unserer Eltern überwunden.“ medico unterstützt die Menschenrechtsorganisation CODEPU im Kampf wider die Angst und die Straflosigkeit. Sie steht u.a. Opfern der Pinochet-Diktatur zur Seite.

WUT

MACHEN SIE DEN UNTERSCHIED -

WERDEN SIE FÖRDERMITGLIED!

Mut spenden: Ob an Verwandte oder gute Freundinnen und Freunde, überreichen Sie zu Weihnachten die medico-Fördermitgliedschaft. Sie unterstützen damit die von medialen Konjunkturen unabhängige Projektförderung und Öffentlichkeitsarbeit von medico international. Nur mit Ihrer steten Unterstützung können wir gemeinsam langfristig helfen und solidarische Partnerschaften aufbauen: mit Ärzten in Syrien, Gewerkschaftern gegen deutsche Billigfabriken in Pakistan, Reservistinnen in Israel und Umweltschützern in Brasilien. Bestellen Sie unseren Fördermitgliedschafts-Flyer als attraktive Gabe für Sie selbst und andere. Auch medico gibt Ihnen etwas zurück: Wir informieren Sie über Veranstaltungen und medico-Aktivitäten in Ihrer Nähe und halten Sie über unsere aktuellen Kampagnen sowie die Projekte der Partner auf dem Laufenden.

Sie wollen mehr wissen?

Tel. (069) 944 38-0

info@medico.de

www.medico.de



medico international

**ZEICHNEN SIE EINE
FÖRDERMITGLIEDSCHAFT**
auch online unter
www.medico.de/mutspenden

Das malische Dilemma

medico-Partner zu Gast in Frankfurt

Das nach eigener Darstellung „dienstälteste politisch-kulturelle Zentrum der Bundesrepublik“, der Club Voltaire in Frankfurt, war bis auf den letzten Platz gefüllt. Alassane Dicko, vom medico-Partner AME aus Bamako, diskutierte am 25.10. über den kommenden Krieg um Mali.

Normalerweise berichten die Mitarbeiter der Association Malienne des Expulsés (AME) über ihre Arbeit mit all jenen Migranten, die als „Abschüblinge“ Opfer des europäischen Migrationsregimes werden oder zuletzt im Zuge des Libyen-Krieges interniert waren. Diesmal aber sprach Alassane Dicko als Aktivist einer hellwachen malischen Zivilgesellschaft, die mit anhaltenden Protestkundgebungen auf die kriegerische Spaltung des Landes und die Präsenz dschihadistischer Milizen in Tombouctou und Gao reagiert.

Für Dicko steht unumstößlich fest, dass nicht nur die religiöse Freizügigkeit Malis, sondern auch seine politische Unabhängigkeit auf dem Spiel steht. Deshalb, und damit beginne das malische Dilemma, „braucht unser Militär Hilfe von au-



Mali bleibt multiethnisch, laizistisch und unteilbar – Protestveranstaltung in Bamako.

ßen“ – afrikanische Truppen und zur Not europäische Unterstützung. Nicht wenige im Publikum reagierten irritiert und wiesen auf die Gefahren „imperialer Einmischungen“ hin. Ob er das Schicksal von Patrice Lumumba vergessen habe? „Lumumbas Ermordung liegt 50 Jahre zurück“, entgegnete Dicko, „und wir Afrikaner haben mittlerweile besser verstanden, wie der Westen funktioniert“. Und warum nicht mit den Al-Qaida-nahen Milizen verhandeln? Der medico-Partner antwortete trocken: „Diese Leute führen die Scharia ein. Das ist nicht verhandelbar, sondern nur zurückzuweisen.“ Ein guter Abend im Sinne des Voltaire zugeschriebenen Bonmots über das freie Wort. ■

Mehr unter: www.medico.de/sahelistan

Ein Ort der Strategiedebatte

stiftung medico international: Positive Vermögensentwicklung

Wenn sich am 30. November die Vorstandsmitglieder der medico-Stiftung zu ihrer regulären Herbstsitzung treffen, entscheiden sie über Projektförderungen in Höhe von 80.000 Euro. Die Idee der Stiftung, wichtige medico-Arbeiten aus eigenen Mitteln fördern zu können, nimmt nachhaltige Formen an. Förderschwerpunkte sind psychosoziale Maßnahmen und Projekte, die eine alternative, kritische Gesundheitsbewegung fördern. Auch das jährlich stattfindende Stiftungssymposium, gehört zu den zentralen Aktivitäten der Stiftung. In mittlerweile sieben Jahren hat sich das Symposium zum wichtigen Debattenraum entwickelt, in dem Grundfragen der medico-Arbeit mit Fachleuten sowie Spenderinnen und Spendern, Stifterinnen und Stiftern auf die Zukunft hin diskutiert werden.

Im Anschluss an die Vorstandssitzung findet die alljährliche gemeinsame Sitzung mit den Mitgliedern des Stiftungskuratoriums statt. Gerade das Stiftungskuratorium, dem unter anderen der Kabarettist Georg Schramm und der ehemalige hessische Justizminister Rupert von Plottnitz angehören, gewährleistet den Austausch über strategische Fragen und diskutiert die Vorschläge für das nächste Symposium.

Das Stiftungsvermögen ist bis Ende Oktober auf gut vier Millionen Euro gewachsen, wozu neben treuen Altstifterinnen auch wieder zahlreiche Neustifter beigetragen haben.

Wenn Sie Fragen zur Stiftung oder zum Thema Testament haben, können Sie sich unverbindlich mit Gudrun Kortas (Tel. 069/944 38-28 oder per Mail an kortas@medico.de) in Verbindung setzen. ■

Weltmarktbedingte Krankheiten

Die medico-Panels auf dem 18. Kongress „Armut und Gesundheit“, 6. März 2013, TU-Berlin, 11.30 – 17.45 Uhr

Wie jedes Jahr beteiligt sich medico auch 2013 mit drei eigenen Diskussionsrunden am Kongress „Armut und Gesundheit“, der am 6. März 2013 in der Technischen Universität Berlin stattfindet. Zentrales Thema werden die gesundheitlichen Folgen einer auf den Weltmarkt orientierten Wachstumspolitik sein. Vom Diamantenabbau in Sierra Leone bis zu den Gesundheitsschäden, hervorgerufen durch das gigantomanische deutsch-brasilianische Stahlwerk in Rio, von den Folgen der Nahrungsmittelspekulation bis zum Brain Drain von Gesundheitspersonal reichen die Beiträge.

Es sprechen unter anderem: Thomas Schwarz (medicus mundi, Schweiz), Sandra Quintela (PACS, Brasilien), Thilo Bode (Foodwatch, Berlin), Nasir Mansoor (National Trade Unions Federation, Pakistan)

SAVE
THE DATE

Liebe Leserinnen und Leser,

Sie finden hier eine Auswahl der Materialien, die medico mit viel Sorgfalt erstellt und zu Informations- und Bildungszwecken kostenfrei (mit einigen gekennzeichneten Ausnahmen) zur Verfügung stellt.

Sie helfen medico und den Projektpartnern sehr, wenn Sie zur Weiterverbreitung dieser Materialien beitragen! Machen Sie Freunde, Bekannte, Arbeitskollegen auf das rundscreiben, die

medico-Stichworte, die Minenzeitung aufmerksam! Die vollständige Liste unserer Materialien steht im Internet bereit:

Unter www.medico.de/material finden Sie die hier abgebildeten und alle weiteren Publikationen zum Bestellen oder Herunterladen.

Für Nachfragen stehen wir Ihnen gerne unter Tel. (069) 944 38-0 zur Verfügung.



medico-Jahresbericht 2011

(36 S.) Projekte, Netzwerke, Aktionen, Kampagnen: der Gesamtüberblick mit Grundsätzen und Finanzbericht.



Stichwort Gesundheit

(40 S. DIN A5) Das Sonderheft zur Weltgesundheit bleibt nicht bei der Beschreibung der Katastrophe stehen. medico zeigt Projekte der Abhilfe und beschreibt das Gesundheits-Netzwerk, in dem wir uns global und lokal bewegen.



Mehr Gerechtigkeit für Millionäre und Milliarden Menschen!

Flyer von medico und Attac zur Kampagne Umfairteilen, die fordert, Reichtum weltweit zu besteuern und die Einnahmen global gerecht zu verteilen.



Fluchtursache Reichtum

Migration und Rohstoffhandel in Afrika

(44 S.) Gold, Diamanten, Baumwolle und Fischbestände: In einigen Ländern Westafrikas zeigt sich, dass gerade der Reichtum an Rohstoffen die Migrationsbewegungen innerhalb Afrikas und nach Europa hervorruft.

Ich bestelle:

Anzahl:

- _____ medico-Jahresbericht 2011
- _____ Mehr Gerechtigkeit...: Flyer
- _____ medico-Stichwort: Gesundheit
- _____ Broschüre: Fluchtursache Reichtum
- _____ Broschüre: stiftung medico international
- _____ Broschüre zu Testament und Erbschaft
- _____ medico-Plakate Gesundheit DIN A1
- _____ medico-Stichwort: Pakistan
- _____ Plakat WHY? DIN A1
- _____ Auf Rohstoffraub: Flyer (8 Seiten)
- _____ medico rundschreiben 02 | 12
- _____ medico rundschreiben 03 | 12

Name: _____

Straße: _____

Ort: _____

Meine Spendernummer: _____

Ich möchte:

- kostenlose Materialien bestellen
- dass einmalig für diese Bestellung eine Spende in Höhe von _____ € von meinem Bankkonto abgebucht wird.

Kontonummer: _____

Bank: _____

Bankleitzahl: _____

Datum: _____

Unterschrift: _____

Bitte senden an:

medico international
Burgstraße 106
D-60389 Frankfurt am Main

oder faxen an:
(069) 43 60 02



Broschüre stiftung medico international

(16 S.) Übersicht über Ziele, Satzung, Struktur und steuerliche Aspekte der stiftung medico international.



Wissenswertes zu Testament und Erbschaft

(24 S.) Wenn Sie medico testamentarisch berücksichtigen möchten, bietet die Broschüre Informationen zu rechtlichen und steuerlichen Fragen inkl. weiterführende Adressen.



Gesundheit ist mehr als die Abwesenheit von Krankheit (Plakate, DIN A1)

medico-Plakate für Gesundheitszentren, Arztpraxen oder andere öffentliche wie private Orte. Damit sie unversehrt bei Ihnen ankommen, verschicken wir sie in einer Plakatrolle. Weil dadurch die Versandkosten sehr hoch sind (7,40 €),

würden wir uns über eine Spende freuen. **Spendenstichwort: Gesundheit.**



Stichwort Pakistan

(16 S. DIN A5) Arbeitsalltag und Beispiele der medico-Projektarbeit in Pakistan, verbunden mit einer Kurzvorstellung von medico und seinem Konzept kritischer Nothilfe.



WHY? Jahr für Jahr sterben Flüchtlinge an den Außengrenzen Europas

(DIN A1) Das Plakat können Sie kostenlos bei uns bestellen. Damit es unversehrt bei Ihnen ankommt, verschicken wir es in einer Plakatrolle. Weil dadurch die Versandkosten sehr hoch sind (7,40 €), würden wir uns über eine Spende freuen. **Spendenstichwort: Migration.**

Spendeninformation

Adressänderung:

Bitte geben Sie bei Änderungen Ihrer Adresse auch Ihre alte Anschrift und/oder die Spendernummer an. So ermöglichen Sie es uns, Sie zu „finden“, und helfen zugleich mit, Verwaltungskosten zu sparen.

Einmalige Spende:

Für Spenden ab 50 € schicken wir Ihnen eine Spendenbescheinigung zu. Für alle Spenden unter diesem Betrag empfehlen wir Ihnen, Ihrem Finanzamt eine Kopie Ihres Kontoauszugs zusammen mit einem Abriss eines medico-Überweisungsformulars einzureichen. Auf der Rückseite des Abrisses befinden sich Informationen zum Freistellungsbescheid. Selbstverständlich stellen wir Ihnen auch für Spenden unter 50 € auf Anfrage eine Spendenbescheinigung aus. Wenn Sie mehr als einmal im Jahr spenden, schicken wir Ihnen keine Einzelquittung, sondern gerne zu Beginn des Folgejahres eine Jahresspendenbescheinigung zu.

Fördermitgliedschaft:

Die Fördermitgliedschaft bei medico sieht keine Projektbindung vor. Vielmehr unterstützen Sie damit unsere gesamte Projekt- und unsere unabhängige Öffentlichkeitsarbeit. Die regelmäßigen Beiträge unserer Fördermitglieder ermöglichen es uns, langfristige und verbindliche Projektkooperationen einzugehen, aber auch flexibel zu reagieren, wenn akute Hilfe notwendig ist. Der jährliche Förderbeitrag liegt

bei mind. 120 €. Das wäre z.B. der relativ kleine Betrag von 10 € monatlich. Für Leute mit wenig Geld (Auszubildende, Erwerbslose, Studierende) beträgt der jährliche Förderbeitrag 60 €. Für alle regelmäßigen Spenden (Fördermitgliedsbeiträge, Einzugsermächtigungen und Daueraufträge) schicken wir Ihnen jeweils im Januar des darauffolgenden Jahres eine Sammelbestätigung zu, auf der alle Spenden des Jahres aufgeführt sind.

Spendenquittungstelefon:

Tel. (069) 944 38-0, Fax: (069) 944 38-15 oder E-Mail: info@medico.de

Bankverbindung:

medico international, Spendenkonto 1800, Frankfurter Sparkasse, BLZ 500 502 01

Vielen Dank, dass Sie unsere Arbeit mit einer Spende unterstützen! medico international ist gemeinnützig und Ihre Spende ist steuerlich absetzbar.

stiftung medico international:

Wenn Sie, statt einer Spende – die unmittelbar in die Projektförderung fließt – über eine Einlage in die stiftung medico international – deren Wirkung auf Dauer angelegt ist – nachdenken, dann senden wir Ihnen gerne weitere Informationen.

Sie können sich auch direkt an Gudrun Kortas wenden: Tel. (069) 944 38-28 oder per Email: kortas@medico.de

impresum

Herausgeber:
medico international
Burgstraße 106
D-60389 Frankfurt am Main

Tel. (069) 944 38-0
Fax (069) 43 60 02

Spendenkonto: 1800
Frankfurter Sparkasse
BLZ 500 502 01

E-Mail: info@medico.de
Internet: www.medico.de

Redaktion: Katja Maurer (verantwortl.),
Thomas Gebauer, Martin Glasenapp
Korrektorat: Marek Art
Gestaltung: Andrea Schuldt

Bearbeitung und Übersetzung der S. 28-32:
Olivia Klimm

Hinweis: Das medico-rundschreiben ist auf 100 % Recyclingpapier gedruckt.



SAVE THE DATE

Trauma und Politik

Eine Fachtagung zu
traumatischen Erfahrungen,
ihrer gesellschaftlichen
Deutung und Bearbeitung.

24. JANUAR 2013, 10.00 – 16.30 UHR,
Frankfurt am Main, Haus am Dom

VORTRÄGE/ARBEITSGRUPPEN: Prof. Dr. Ariane Brensell,
Christiane Leonhardt-Içten, Sabine Lübben, Katja Maurer,
Usche Merk, Karin Mlodoch, Marie-Luise Rössel-Čunović,
Dr. Martin Sack, Jochen Strauss, Wilma Weiß.

TAGUNGSLEITUNG: Kerstin Frei, Katja Maurer, Dr. Brigitta
Sassin, Barbara Schindler-Bäcker, Wilma Weiß.

Akkreditiert für Lehrkräfte aus Hessen

Weitere Informationen unter: www.medico.de/trauma



HAUS AM DOM
Katholische Akademie
Räbans Maurus
Katholisches Amt
für Religionspädagogik



medico international



Zentrum für Traumatologie



أنا مع انتفاضة المرأة في
العالم العربي، لأنني كنت
محرومة لمدة 20 سنة
من أن يلامس الهوا
جدي .. وشعري
I'm with the uprising of
women in the Arab world
because for 20 years, I wasn't
allowed to feel the wind
in my hair and my body.

Auch dafür werden Revolutionen gemacht: „Ich bin auf der Seite des Aufstands der Frauen in der arabischen Welt, weil mir seit 20 Jahren nicht erlaubt wird, den Wind in meinen Haaren und auf meinem Körper zu spüren“.

(Dana, Aktivistin aus Syrien, Oktober 2012)



medico international